Friedrich

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Das Pflegekind der Junggesellen.

Erster Band.

Das

Pflegekind der Junggesellen.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
K. R. Hofbuchhändler.
1886.

Erstes Kapitel.

In dem kleinen Hinterzimmer einer Weinstube saßen fünf Herren an einem runden Tische. Es waren der Dr. med. Alexis Sand, eine große, schlanke Gestalt von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der in demselben Alter stehende Maler Julian Conti, eine auffallend hübsche Erscheinung mit scharf geschnittenen Zügen, der Kaufmann Hugo Geldern, ein Dreißigjähriger mit gutmütigem Gesicht, der Baumeister Karl Holm, dessen sorgfältig gepflegter blonder Bart sofort einem jeden auffallen mußte, und endlich der Apotheker Ernst Philippi, eine kleine, zierliche Gestalt mit nervös erregten Bewegungen, die nicht zwei Minuten lang still auf dem Stuhle sitzen konnte.

Die Herren waren in lebhafter Unterhaltung, denn obschon sie den Wein seiner Säure wegen stets tadelten, hatten sie ihm doch bereits tüchtig zugesprochen.

„Wo nur Trappe bleibt?“ unterbrach der Apotheker die Unterhaltung.

„Philippi, Sie können Ihre Neugierde doch nie bezähmen,“ entgegnete der Maler, der mit dem Apotheker stets in scherzhafter Fehde lag. „Ich bin überzeugt, daß keiner von uns Ihre Frage beantworten kann, dieselbe ist also außerdem nutzlos.“

„Bitte, ich habe meine Frage nicht an Sie gerichtet,“ bemerkte der Apotheker etwas empfindlich.

„An wen denn?“ fuhr der Maler fort. „Ah, da können Sie ja Trappe selbst fragen!“

Der Genannte, der Rechtsanwalt Benno Trappe, trat in diesem Augenblicke mit einem lauten „Guten Abend!“ in das Zimmer.

„Ich fragte soeben —,“ sprach der Apotheker, beendete aber seine Worte nicht, denn dicht hinter dem Rechtsanwalt trat noch eine zweite Person ein, die niemand kannte und auf welche sich deshalb aller Augen richteten.

„Meine Herren, ich bringe einen Freund mit, den Rentier Anton Borstig,“ sprach Trappe. „Stoßen Sie sich nicht an seinem Namen, er ist Rentier, bis jetzt noch Junggeselle und mein Freund, das spricht hinreichend für seine guten Eigenschaften. Und nun lieber Borstig, werde ich dir die Herren vorstellen. Dieser Herr ist Doktor Alexis Sand. Wenn du sein Freund werden willst, so mußt du dann und wann krank

werden, denn er ist Arzt und von gesunden Menschen hält er nicht viel. Der zweite Herr ist Maler, wie du ihm wohl ansehen wirst. Er ist stolz darauf, daß er denselben Namen führt, den Lessing in seiner Emilia Galotti dem Maler gegeben hat — er nennt sich Julian Conti. Lessings Conti stellt die kühne Behauptung auf, daß Raphael das größte malerische Genie gewesen sein würde, auch wenn er ohne Hände geboren wäre, nach meiner ganz unmaßgeblichen Meinung würde unser Conti nie ein Raphael werden und wenn er vier Hände hätte. Ich empfehle dir übrigens, dich von ihm malen zu lassen, denn wenn du unter das fertige Bild deinen Namen setzest, so hast du ja die volle Gewißheit, daß du es sein sollst. Der dritte Herr hier heißt Hugo Geldern. Er ist Kaufmann und sehr reich, das genügt. Ich weiß auch in der That nichts günstiges weiter über ihn zu sagen. Nun kommt Herr Karl Holm. Er ist Baumeister und hat mein Haus erbaut, ich kann dir aber die Versicherung geben, daß ich nie in meinem Leben wieder baue. Der fünfte Herr ist mein besonderer Freund, Herr Apotheker Ernst Philippi. Beurteile ihn nicht nach seiner kleinen Gestalt, denn er ist ein großer Dichter, wenigstens hält er sich dafür, da er unendlich lange Polterabendgedichte macht. Ich empfehle dir, seine Freundschaft zu erwerben, denn er bereitet ganz vorzügliche Ananasbowlen!

Die Herren hatten die scherzhafte Vorstellung des Rechtsanwalts sämtlich mit Lachen aufgenommen.

„Trappe, nun gestatten Sie mir auch wohl, daß ich Sie Ihrem Freunde vorstelle!“ rief Conti.

„Gewiß, wenn Sie dies für nötig halten!“ gab der Genannte zur Antwort.

„Herr Borstig, ich will Ihren Freund nur ganz flüchtig skizziren,“ fuhr der Maler fort. „Seine boshafte Zunge werden Sie kennen, denn sie schont weder Freund noch Feind. Wir lassen derselben hier stets freien Lauf, weil wir wissen, daß sie ihrem Besitzer schon manche Strafe zugezogen hat, da er sich auch als Vertheidiger vor Gericht nicht zu zügeln versteht. Als Rechtsanwalt besitzt er die große Kunst, den kleinsten Prozeß endlos in die Länge zu ziehen, übrigens ist es für seine Klienten ziemlich gleichgültig, ob sie den Prozeß gewinnen oder verlieren, denn gerupft werden sie auf alle Fälle. Mir sagte kürzlich ein sehr reicher Mann, für den Ihr Freund einen Prozeß glücklich durchgeführt hatte: „Noch ein solcher Sieg und ich bin ein Bettler!“ Würde mir die Aufgabe anvertraut, die große Gewandtheit Ihres Freundes bildlich darzustellen, so würde ich ihn nach einem glücklich zu Ende geführten Prozesse malen, ihm gegenüber seinen unglücklichen Gegner, vollständig nackt, und neben ihm den, für den er den Prozeß gewonnen, nur noch mit einem Hemde angethan. Uebrigens ist Herr Benno

Trappe ein großer Liebhaber von feinen Weinen, wenn er dieselben bei seinen Freunden trinken kann."

Die kleine Gesellschaft nahm auch diese Worte mit lautem Lachen auf.

„Lieber Borstig, das alles hast du wohl längst gewußt," wandte Trappe sich mit ruhigem Tone zu seinem Freunde und zog die Lacher damit auf seine Seite.

Er ließ sich mit dem Freunde am Tisch nieder. Der heitern Stimmung war durch ihn ein neuer Anstoß gegeben, denn die kleine Gesellschaft besaß den großen Vorzug, daß kein Scherz in ihr übel genommen wurde.

„Herr Rechtsanwalt, Sie haben versprochen, für unsere kleine Vereinigung ein Statut zu entwerfen," sprach der Apotheker.

„Bester Freund, geduldigen Sie sich nur," entgegnete Trappe. „Ich berge den Schatz hier in der Brusttasche, aber ehe ich ihn hervorhole, will ich meinen Freund verständigen, um was es sich eigentlich handelt. Lieber Borstig, du wirst es unsern heitern Gesichtern bereits angesehen haben, daß wir sämtlich freie Männer sind und nicht unter dem Ehejoche stehen. Der Zufall hat uns zusammengeführt, und wir sind seit fast einem Jahre wöchentlich an zwei Abenden hierher gekommen, um gemeinsam ein Glas Wein zu trinken. Das könnten wir ungetrübt fortsetzen, aber die Vereins-

oder Klub-Wut des Herrn Apothekers besteht darauf, daß wir einen Verein oder Klub mit ausführlichen Statuten ins Leben rufen. Wir sind sämtlich außer Herrn Philippi zu verständige Leute, um uns nicht zu sagen, daß dies gar keinen Zweck hat, allein da wir wissen, daß das heimliche Verlangen unseres Feundes nur darauf gerichtet ist, den Verein, sobald er gegründet ist, in einem Gedichte zu besingen, so sind wir bereit, ihm diese Freude zu bereiten. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß dieses Gedicht bereits fertig ist und deshalb —"

„Bitte, ich denke gar nicht daran," unterbrach ihn Philippi.

„Und deshalb bin ich auch dafür, denn es muß ein entsetzlich beklemmendes Gefühl sein, ein Gedicht gemacht zu haben und es nicht von sich geben zu können," fuhr der Rechtsanwalt, ohne sich durch den Einwurf im geringsten stören zu lassen, fort. „Ich bin also für Gründung eines Klubs und erwähne schon jetzt, daß ich sofort nach vollzogener Gründung den Antrag stellen werde, meinen Freund Philippi zum Vorsitzenden zu wählen, um ihm die Gelegenheit zu bieten, sein Gedicht vorzulesen und eine Riesenbowle zum Besten zu geben."

„Ich nehme die Wahl nicht an!" rief der Apotheker.

„Philippi, Sie protestiren viel zu früh!" fiel der Maler ein. „Der Antrag ist noch gar nicht gestellt

und ich bin der festen Ueberzeugung, daß Trappe ihn auch nie stellen wird, weil er zu klug ist, um nicht vorauszusehen, daß er glänzend abfallen würde. Sie würden, wenn Sie das Ziel Ihres Ehrgeizes so leicht erreicht hätten, gar keinen Versuch mehr machen, unser Wohlwollen durch Bowlen zu erkaufen und unser besseres Gefühl zu ertränken."

„Conti, Sie haben recht, ich nehme meine Erklärung zurück!" rief Trappe lachend.

„Das hatten Sie nicht nötig, denn ich wiederhole, daß ich eine solche Ehrenstelle nie annehmen würde!" bemerkte der Apotheker.

„Meine Herren, da ich voraussetzen darf, daß Sie diesen Worten Philippis keinen Glauben schenken, so werde ich fortfahren, damit wir endlich zur Sache kommen," sprach der Rechtsanwalt, nahm ein Papier aus der Tasche, legte es wie ein Aktenstück vor sich hin und beide Hände darauf „Ich werde mir nun erlauben, Ihnen meine wohlerwogene Ansicht mitzuteilen, und ersuche Herrn Apotheker Philippi, mich nicht allzu früh zu unterbrechen. Ich bin in betreff unserer Zusammenkünfte für den Namen Klub, schwieriger ist die nähere Bezeichnung desselben. Es liegt der Vorschlag vor, ihn „Klub der Junggesellen" zu nennen, aber das geht nicht, denn mein Freund Philippi ist kein Junggeselle. Herr Baumeister Holm schlägt vor: „Klub der Junggesellen und Witwer", dafür bin

ich jedoch noch weniger, denn Philippi ist der einzige Witwer unter uns und es würde ihn zu hochmütig machen, wenn wir bei dem Namen unserer Vereinigung so viel Rücksicht auf ihn nehmen wollten. Ich schlage Ihnen vor, uns einfach zu nennen: „Klub der Ledigen".

„Bravo!" riefen Sand und Conti.

„Dieser Name paßt für uns alle," fuhr Trappe fort. „Wir freuen uns, daß wir noch ledig sind, und der Apotheker freut sich, weil er es wieder ist. Es ist nun zwar nicht Sitte, Statuten ein Motto vorzusetzen, dennoch möchte ich Ihnen ein solches vorschlagen. Ein viel mißbrauchter Ausspruch Goethes ist es, den ich für unsern Klub ein wenig verändert habe, weil er sonst nicht paßt. Ich schlage Ihnen als Motto vor: „Das ewig Weibliche zieht uns nicht an".

„Angenommen! Vortrefflich!" riefen alle außer Philippi lachend. Dieser protestirte dagegen, daß der Ausspruch eines Dichters in der Weise verändert werde.

„Verehrter Apotheker, bringen Sie ein anderes Motto in Vorschlag!" rief Trappe.

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet!" schlug Philippi vor.

„Ja, ich weiß, Sie sind in allen Fällen für Schiller," fuhr der Rechtsanwalt fort. „Ihr Motto besitzt jedoch den großen Fehler, daß es für uns gar nicht paßt, denn da wir uns nicht binden wollen, so brauchen

wir auch nicht zu prüfen. Es bleibt also bei meinem Vorschlage. Die Statuten habe ich sehr kurz gehalten, denn außer bei Prozessen hasse ich jede Länge. Paragraph 1 lautet: „In den Klub der Ledigen kann jeder bescholtene, auch unbescholtene Mann aufgenommen werden.“ Paragraph 2: „Ueber die Aufnahme entscheidet der Vorsitzende.“ Paragraph 3: „Wenn ein Mitglied des Klubs sich verheiratet, zahlt es Tausend Mark in die Klubkasse, welche von den Mitgliedern in freundlicher Erinnerung verzecht werden.“ Ich glaube, diese drei Paragraphen genügen vollständig.“

Es entstand eine sehr lebhafte Debatte über diesen Vorschlag. Sand und Conti waren für Annahme, Geldern, Holm und Philippi hatten viel auszusetzen.

Der Apotheker war aufs entschiedenste dagegen, daß auch bescholtenen Männern der Eintritt in den Klub gestattet sein sollte.

„Bester Freund, seien Sie doch verständig und wüten Sie nicht gegen sich selbst,“ entgegnete ihm Trappe in heiterer Laune. „Wer wie Sie neunundneunzig Prozent Gewinn nimmt und verheiratet gewesen ist, kann sich doch nicht zu den Unbescholtenen zählen. Es liegt mir fern, Ihnen deshalb einen Vorwurf zu machen, denn die Apotheker haben das Privilegium, sich in unberechtigter Weise zu bereichern Unser Klub soll kein Tugendbund werden und ich verlange von jedem Mitgliede, daß es Scherz versteht.“

Der Apotheker hielt trotzdem an der Ansicht fest, daß ein solcher Ausdruck nicht in ein Statut passe.

„Philippi, beruhigen Sie sich!“ rief Sand. „Ich werde sonst die Fassung: „Jeder bescholtene Mann, sogar ein Apotheker, kann in den Klub der Ledigen aufgenommen werden“, vorschlagen. Der Vorsitzende hat es ja in der Hand, ganz gewöhnlichen Verbrechern den Eintritt zu versagen.“

Geldern und Holm fanden die Summe von tausend Mark für denjenigen, der sich verheirate, zu hoch.

Trappe lachte.

„Grade Ihretwegen habe ich diese Bestimmung in das Statut gebracht, Geldern!“ rief er. „Ihnen und dem Baumeister traue ich am wenigsten, denn Sie haben die Anlage zu den größten Thorheiten. Sie besitzen eine sehr verliebte Konstitution, und wenn Sie ein Mädchen gefunden hätten, dessen Vermögen Ihren Ansprüchen genügt, so würden Sie sich längst verheiratet haben. Für Sie sind tausend Mark viel zu wenig. Verzichten Sie später auf die Hochzeitsreise, dann haben Sie diese Summe und verschiedene Enttäuschungen sich erspart.“

„Ich werde überhaupt nie heiraten,“ versicherte der Kaufmann.

„Dann haben Sie gar keinen Grund, sich gegen diese Bestimmung aufzulehnen,“ fuhr der Rechtsanwalt fort. „Aber ich glaube Ihnen nicht, denn Sie sind

vom Geldteufel besessen, obschon Sie der reichste von uns allen sind. Wann haben Sie je eine Bowle zum Besten gegeben?"

„Ich würde es gern thun, aber meine Bescheidenheit gestattet mir nicht, vor Ihnen zu kommen," erwiderte Geldern mit verlegenem Lächeln, denn er war trotz seines erheblichen Vermögens sehr genau.

„Sie verpflichten sich also zu einer Bowle, wenn ich den Anfang mache?" fragte Trappe.

„Gewiß," versicherte Geldern etwas kleinlaut.

Der Rechtsanwalt rief den Wirt, flüsterte ihm einige Worte ins Ohr und kurze Zeit darauf wurde eine mächtige Bowle auf den Tisch gestellt. Mit lautem, lustigen „Hurrah!" wurde sie begrüßt, nur über das Gesicht des Kaufmanns ergoß sich eine flüchtige Röte.

„Meine Herren," sprach Trappe, „lassen Sie uns, ehe wir die Gläser füllen, die Statuten beschließen. Ich hoffe, dies wird das beste Mittel sein, um fernere und unnötige Debatten abzuschneiden."

Die Statuten wurden angenommen.

„Wir haben nun noch einen Vorsitzenden zu wählen," fuhr der Rechtsanwalt fort.

Einstimmig wurde er gewählt.

Trappe ließ die Gläser füllen und erhob sich langsam.

„Meine Herren, ich nehme die Wahl dankend an,

weil ich fühle, daß Sie keinen Würdigern in Ihrer Mitte haben," sprach er. „Ich werde, wie es von mir nicht anders zu erwarten ist, mit Weisheit und Milde herrschen, werde mich um das Gedeihen unseres kleinen Klubs sehr bemühen und wünsche, daß sich wenigstens einer der Herren bald verheiraten möge, damit unsere Kasse gekräftigt werde, denn eine gefüllte Kasse ist, wie mir Herr Kaufmann Geldern bestätigen wird, sowohl für das Wohlergehen des Einzelnen wie des Staates von größter Bedeutung. Und nun ersuche ich Herrn Philippi, mir sein Gedicht auf unsern Klub zu übergeben, damit ich dasselbe vorlese."

„Bitte, ich habe gar kein Gedicht!" rief der Apotheker.

„Meine Herren," fuhr Trappe fort, „wenn Sie den Worten unseres verehrten Freundes Philippi eben so viel Glauben schenken wie ich, so sind Sie von dem Gegenteil seiner Versicherung fest überzeugt. Er will sich nötigen lassen, wir sollen mit Bitten auf ihn einstürmen, damit er mit dem Scheine des Widerstrebens das seit Tagen fertige Gedicht aus der Tasche ziehen kann, aber ich werde ihn nicht mehr bitten, uns allen genügt die Thatsache, daß das Gedicht gemacht ist. Und nun erfassen Sie Ihre Gläser. Ich rufe, indem ich mich frei an Schiller anlehne: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Junggesellen, in keiner Not uns trennen und Gefahr", und dem Scherze eine Gasse!

Das sei unser Wahlspruch! Der „Klub der Ledigen", er lebe hoch!"

Die Gläser klangen lustig aneinander, Sands Glas zerbrach.

„Sand, das ist eine schlimme Vorbedeutung!" rief der Maler. „Sie werden wahrscheinlich als der erste unserer Kasse tausend Mark zahlen."

„Ich trotze lachend dem Geschick!" rief der Doktor, indem er ein frisches gefülltes Glas emporhob. „Ich kenne als Mediziner das Herz, diesen wunderbaren Muskel des menschlichen Körpers, am genauesten und weiß, wie gefährlich es ist, wenn ein fremder Gegenstand in dasselbe eindringt. Ich rufe noch lauter als Trappe: Hoch die Ledigen!"

Die kleine Gesellschaft befand sich in der heitersten Stimmung.

„Meine Herren," nahm Sand das Wort, „unser Freund Philippi ist auffallend still und ich glaube zu erraten, was auf ihm lastet, ihn drückt eine Rede."

„Philippi soll reden!" riefen Trappe, Conti und Holm gleichzeitig.

„Meine Herren, ich halte nie eine Rede," versicherte der Apotheker verlegen. „Ich habe nicht die geringste Anlage dazu und würde auch zu sehr hinter Herrn Rechtsanwalt Trappe zurückstehen."

„Bester Freund, Sie unterschätzen sich!" rief Conti. „Trappe redet zwar sehr gern, sehr viel und sehr laut,

aber es fehlt ihm doch der poetische Schwung, über den Sie gebieten. Wenn er einen Effekt erzielen will, so muß er sich an irgend einen Dichter anlehnen, das haben Sie nicht nötig."

Während alle auf den verlegenen Apotheker einstürmten, trat der Wirt in das Zimmer und teilte Sand mit, daß ein Mann ihn zu sprechen wünsche.

„Wer ist es?" fragte der junge Arzt.

„Ich kenne ihn nicht, er soll Sie zu einem Kranken rufen," gab der Wirt zur Antwort.

„Doktor, jetzt dürfen Sie nicht fort!" rief Trappe. „Daß die Menschen auch stets zur unrechten Zeit erkranken!"

Sand verließ das Zimmer, um mit dem draußen Harrenden zu sprechen. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und griff nach seinem an der Wand hängenden Ueberzieher.

„Sie wollen wirklich fort?" fragte Conti.

Der junge Arzt zuckte mit der Schulter, denn gern trennte er sich nicht aus dem heitern Kreise.

„Mir gebietet die Pflicht," entgegnete er.

„Wer läßt Sie denn rufen?" fiel Trappe ein.

„Ich kenne ihn nicht; ein Schwererkrankter, der vor dem Thore wohnt."

„Doktor, bleiben Sie wenigstens noch kurze Zeit, bis die Bowle geleert ist, so schnell wird der Unbekannte nicht sterben; es ist obenein draußen ein schänd-

liches Wetter, sammeln Sie erst noch Kräfte zu dem Gange.“

Sand schüttelte mit dem Kopfe, setzte den Hut auf, trat an den Tisch, leerte hastig noch ein volles Glas und verließ dann das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Auf dem spärlich erleuchteten Hausflur wartete der Bote des Erkrankten. Es war ein einfach gekleideter Mann, der Gärtner Bartel, der eine kleine, wohl eine Viertelstunde vor dem Thore der Stadt gelegene Besitzung hatte, auf der er durch Gärtnerei seine Familie kärglich ernährte.

„Kommen Sie," sprach Sand, indem er zu ihm trat.

Der Wirt öffnete die bereits verschlossene Hausthür.

Ein scharfer, feucht kalter Wind fuhr den aus dem Hause Tretenden entgegen.

Sand zog den Ueberzieher fester zusammen.

„Norden heißt der Kranke?" wandte er sich an seinen Begleiter.

„Ja, Horst Norden," gab der Gärtner zur Antwort.

„Was ist er?“

„Ich weiß es nicht. Er scheint ein Gelehrter zu sein, denn so lange er bei mir wohnt, hat er sich nur mit Büchern beschäftigt; er liest oder schreibt.“

„Wie lange wohnt er bei Ihnen?“

„Seit einem Jahre. Er kam mit seinem Kinde, einem kleinen Mädchen, zu uns und fragte, ob wir ihm nicht zwei Zimmer in unserm Häuschen ablassen könnten, da er ganz still zu wohnen wünsche. Wir hatten nie daran gedacht, die Zimmer, die wir wohl entbehren konnten, zu vermieten, denn wer möchte so weit von der Stadt entfernt wohnen, und mein Haus hat auch wenig Verlockendes. Ich wollte ihn zurückweisen, aber meine Frau mochte doch den kleinen Gewinn nicht aufgeben, da es uns schwer wird, uns redlich durchzuschlagen; zudem hatte der Herr ein so stilles und sanftes Wesen, er sah so leidend aus und sagte, daß seine Bedürfnisse sehr bescheiden seien. Da richteten wir zwei Zimmer notdürftig für ihn und sein Kind her. Einige Tage später kam eine Kiste mit Büchern an und eine zweite mit Kleidungsstücken und etwas Wäsche, das war alles, was er besaß.“

„Ist er von hier?“ fragte Sand, indem er schnell durch die stillen Straßen hinschritt, um sich zu erwärmen.

„Nein, denn es war ihm hier alles fremd. Er scheint weit hergekommen zu sein, denn seine Sprache

hat einen fremden Klang. Ich habe nie gewagt, ihn zu fragen, denn so freundlich er auch stets gegen mich und die Meinigen war, so ließ er sich doch nie in ein Gespräch ein, und es liegt in seinem Wesen etwas so Vornehmes, daß ich nie eine Frage an ihn gerichtet habe. Er verließ auch das Zimmer nur äußerst selten. Sein Kind, welches er auf das zärtlichste liebt, kam wohl dann und wann in den Garten, um mit meinen Kindern zu spielen, aber auch es war sehr schweigsam und gab auf jede Frage zur Antwort, es wisse nicht, wo es früher gewesen sei. Seine Mutter habe es schon vor Jahren verloren, seitdem sei es mit seinem Vater viel umhergereist."

Sie hatten die Stadt verlassen und schritten eine Zeitlang schweigend neben einander.

„Seit wann ist der Mann erkrankt?" fragte Sand dann.

„Er sah schon blaß und leidend aus, als er zu uns kam; das Bett hütet er erst seit einigen Tagen. Meine Frau kam öfter mit ihm zusammen als ich, da sie für die wenigen Bedürfnisse, die er hatte, sorgte; geklagt hat er nie, obschon es ihm nicht gut erging."

„Er ist arm?" warf Sand ein.

„Ja. Er hat zwar die Wohnung und alles, was meine Frau für ihn besorgte, stets pünktlich bezahlt, aber wenn er nicht arm wäre, so würde er nicht so dürftig gelebt haben. Wir leben äußerst einfach, aber

wir essen uns doch satt; er muß oft gehungert haben, denn was für ihn und sein Kind für mehrere Tage ausreichte, hätte einer meiner Jungen in einem Tage verzehrt. Seitdem er erkrankt ist, ist meine Frau täglich mehrere Male bei ihm gewesen, denn sein Kind kann ihm doch nicht helfen, obschon das kleine Ding nicht von seinem Bette weicht. Es ist selbst so zart und schwach, daß ich oft gemeint habe, schon ein geringer Windstoß müsse es umwerfen. Ich wollte schon gestern zu Ihnen gehen, aber der Kranke war dagegen."

„Weshalb?"

„Herr Doctor, ich glaube, er scheut die Kosten. Diesen Abend wurde sein Zustand aber so schlimm, daß meine Frau die Sorge um ihn nicht allein auf sich nehmen mochte."

„Weiß er, daß Sie zu mir gegangen sind?"

„Ja, hoffentlich kommen Sie nicht schon zu spät!"

Sand beschleunigte seine Schritte.

Endlich langten sie an dem einsam gelegenen Hause an. Durch ein Fenster im ersten Stockwerke drang ein schwacher Lichtschimmer.

„Dort liegt der Kranke," sprach der Gärtner mit leiserer Stimme. „Nun warten Sie nur einen Augenblick, Herr Doktor, bis ich eine Laterne geholt habe, um Ihnen den Weg zu zeigen."

Er trat in das Haus und kehrte nach kaum einer Minute mit einer Laterne zurück.

Sand folgte ihm die schmale und ausgetretene Treppe empor. Des Gärtners Frau trat ihnen mit einem Lichte in der Hand aus einem Zimmer entgegen.

„Wie steht es, Marie?" fragte Bartel.

„Schlecht, schlecht," gab die Frau zur Antwort. „Ich habe schon befürchtet, Herr Doktor, er werde Ihr Kommen nicht mehr erleben. Und das Kind, das arme Ding hat geweint und gejammert, daß es mir das Herz fast abgedrückt. Erst vor zehn Minuten ist es eingeschlafen, denn bei so jungen Dingern fordert der Schlaf noch seine Rechte."

„Führen Sie mich zu dem Kranken," sprach Sand.

Die Frau geleitete ihn in ein kleines, niederes Zimmer, in welchem Bücher und Schriften auf einem Tische lagen. Außer einem zweiten, kleinern Tische und mehreren Stühlen enthielt der dürftige Raum keine Möbel. In einer Ecke standen zwei Kisten, auf denen einige Kleidungsstücke lagen.

Sand warf nur einen flüchtigen Blick durch das Zimmer, dann trat er in den Nebenraum, in dem der Kranke lag. Die Frau setzte das Licht auf einen Tisch, am Kopfende des Bettes, so daß der volle Schein desselben auf den Kranken fiel.

Es war ein blasses, abgezehrtes, aber fein ge-

schnittenes Gesicht, welches Sand entgegenblickte. Aus den großen, braunen Augen des Kranken leuchtete innere Unruhe und Ungeduld. Seine lange, weiße Hand, welche auf dem Deckbette ruhte, zuckte wie im Fieber.

„Herr Doctor, ich wollte Sie so spät nicht mehr rufen lassen," sprach der Kranke mii matter Stimme, „aber meine Wirtin —"

„Sie sehen, daß ich sofort gekommen bin," unterbrach ihn Sand. „Es ist ja unsere Pflicht, zu jeder Zeit unsere Hülfe bereit zu halten, und ich habe diese Pflicht stets gern erfüllt."

„Es ist gut, daß Sie gekommen sind," versetzte der Kranke. Das Sprechen schien ihm schwer zu werden, erschöpft ließ er den Kopf, den er etwas erhoben hatte, zurücksinken.

Sand rieb seine fast erstarrten Hände, dann rückte er einen Stuhl an das Bett und ließ sich auf demselben nieder. Leise erfaßte er die zuckende Rechte des Kranken, um nach dem Pulsschlage zu fühlen. Die Hand erschien ihm glühend heiß.

„Sie haben Fieber," sprach er, obschon er dies bereits aus den hastig hervorgestoßenen Worten des Kranken erkannt hatte.

Norden antwortete nicht, mit unruhiger Angst ruhte sein Auge auf Sands Gesicht, um die Gedanken des Arztes zu erraten.

„Empfinden Sie Schmerzen?" fragte Sand.

Der Kranke nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Wo?“

Norden führte die Hand langsam zur Brust.

„Ich werde Sie untersuchen.“

Als Sand das Hemd auf der Brust des Kranken zurückschlug, fiel ihm eine Narbe auf der rechten Seite sofort ins Auge.

„Sind Sie früher verwundet gewesen“ forschte er.

„Ja.“

„Durch eine Kugel?“

Der Kranke nickte.

„Wie kam das? Bitte, erzählen Sie.“

Norden zögerte mit der Antwort; sein Auge glitt durch das Zimmer hin, als ob es sich überzeugen wolle, daß niemand außer dem Arzte die Worte vernehmen könne.

„Durch ein unglückliches Versehen — der Revolver entlud sich —,“ sprach er. Er beendete seine Worte nicht, sondern machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

Sand entging es nicht, daß die Erinnerung an das Geschehene den Kranken sehr aufregte.

„Ich möchte nur die Folgen des Schusses kennen lernen,“ bemerkte er. „Ist die Kugel tief eingedrungen?“

„Ja, sie hat die Lunge verletzt.“

„Ist die Kugel aus der Wunde entfernt?“

„Ja, sofort.“

„Haben Sie längere Zeit an den Folgen der Verletzung gelitten?"

Der Kranke strich langsam mit der weißen, abgezehrten Hand über das Gesicht hin.

„Ja, lange — fast ein Jahr. Meine Brust ist seitdem nie wieder völlig gesundet."

„Wann fand die Verletzung statt?"

„Vor vierzehn Jahren!"

Sand richtete noch mehrere Fragen an den Kranken und untersuchte dann die Brust desselben aufs sorgfältigste. Das Ergebnis der Untersuchung war ein schlimmeres, als er selbst befürchtet hatte — hier kam seine Hülfe zu spät. Norden schien in seinen Zügen gelesen zu haben.

„Es giebt für mich keine Rettung mehr."

„Sie müssen vor allem sich vollständig ruhig verhalten und jede, selbst die geringste Aufregung vermeiden," sprach Sand ausweichend, denn er hatte nicht den Mut, dem bleichen Manne, der noch nicht vierzig Jahre zählen konnte, die volle Wahrheit zu sagen.

„Jede Aufregung!" wiederholte der Kranke mit schwerem Seufzer. „Herr Doktor, ich weiß, daß mein Leben zur Neige geht, mich bangt nicht vor dem Tode, denn er erscheint mir wie eine Erlösung, aber mein Kind — mein armes Kind!"

Er preßte die Hand auf die Augen und unter

derselben quollen Thränen hervor und rannen langsam über die blassen, eingefallenen Wangen.

„Beruhigen Sie sich,“ sprach Sand mit weichem Tone, indem er die Hand auf den Arm des Kranken legte. „Sie halten Ihren Zustand für schlimmer als er ist, ich werde alles, was in meiner Kraft steht, thun; nur Ruhe müssen Sie sich bewahren.“

Norden ließ langsam die Hand niedersinken, auf seinen edlen, hübschen Zügen lag der Ausdruck schmerzlicher Entsagung.

„Ich täusche mich nicht, denn ich fühle mich elend,“ sprach er mit matter, leiser Stimme. „Ich weiß, daß es für mich keine Rettung mehr giebt, aber Sie erweisen mir einen Dienst, wenn Sie mir sagen, wie lange ich noch leben kann. Die Wahrheit, Herr Doktor — die Wahrheit, denn der Tod darf mich nicht überraschen!“

„Ich werde Ihnen Linderung Ihrer Schmerzen verschaffen,“ gab Sand ausweichend zur Antwort.

Ueber das Gesicht des Kranken glitt ein leises, schmerzliches Lächeln.

„Sie deuten meinen Wunsch falsch,“ fuhr er fort. „Ich dachte nicht an mich. Stände ich allein, so würde der Tod in der nächsten Minute mir willkommen sein, ich gäbe nur ein Leben hin, das für mich keinen Wert mehr hat, aber ich bin nicht allein, ich muß ein mir teures Wesen, mein Kind, zurücklassen, ich kann für

es nicht mehr sorgen — das — das erfüllt mich mit Bangen!“

„Werden Ihre Verwandten sich des Kindes nicht annehmen?“ warf Sand ein.

Der Kranke ließ die braunen Augen auf ihm ruhen, dann schüttelte er langsam mit dem Kopfe.

„Ich habe keine Verwandten, denen ich mein Kind anvertrauen könnte,“ sprach er. „Ich fühle mich schon seit längerer Zeit schwach und elend, dennoch ahnte ich nicht, daß es mit mir so schnell zu Ende gehen werde. Ich habe, ehe ich sterbe, noch manches zu bestimmen und vorzubereiten, deshalb möchte ich wissen, wie lange ich noch leben kann.“

„Beruhigen Sie sich, es bleibt Ihnen noch Zeit genug,“ sprach Sand, die fiebernde Hand des Kranken erfassend. „Ich werde Ihnen ein beruhigendes und stärkendes Mittel verschreiben, Sie werden sich kräftiger fühlen und können dann alles ordnen. Nur jetzt regen Sie sich nicht auf.“

„Kann ich es hindern, daß meine Gedanken sich immer und immer mit dem einen Gegenstande beschäftigen?“ fuhr der Leidende fort, indem er starr vor sich hinblickte. „Die Sorgen verlassen mich selbst im Traume nicht; es ist so schwer, ein geliebtes Wesen allein und hülflos zurückzulassen.“

„Wo ist Ihr Kind?“ fragte Sand.

Norden deutete mit der Hand auf ein einfaches

Lager, welches in einer Ecke des kleinen Zimmers bereitet war. Sand hatte demselben den Rücken zugekehrt und es deshalb noch nicht bemerkt. Als er zur Seite blickte, sah er ein Kind von ungefähr zwölf Jahren unausgekleidet auf dem Bette liegen. Er nahm das Licht und trat an die Schlafende heran. Sein Blick fiel auf ein feines, zartes und blasses Kindergesicht, welches von dichten dunkeln Locken halb bedeckt war. Die feingeschnittenen Lippen der Schlafenden hatten sich ein wenig geöffnet, aber auf den hübschen Zügen lag nicht das Lächeln, welches fast jedes Kind in den Schlaf begleitet. Hatte der Ernst des Lebens schon auf das junge Gemüt einen so gewaltigen Eindruck ausgeübt?

Sein Auge konnte sich kaum von dem schlafenden Kinde trennen und doch trat er zurück, um es nicht zu erwecken.

„Auch die Kleine sieht leidend aus,“ sprach er mit leiserer Stimme.

„Sie ist nicht krank,“ gab Norden zur Antwort, „aber sie leidet mit mir. Seitdem ich hier liege, hat sie mich noch nicht eine Stunde verlassen und alle Bitten vermögen sie nicht zu bewegen, frische Luft zu schöpfen. Sie ahnt, daß sie mich bald verlieren wird und daß sie dann verlassen im Leben dasteht.“

Aufs neue bedeckte er die Augen mit der Hand. Seine Brust atmete schwer.

„Sind Sie verheiratet, Herr Doktor?“ fragte er nach kurzer Zeit, indem seine Hand auf das Bett zurücksank.

„Nein.“

„Dann können Sie es nicht fassen, wie das Herz an einem Kinde hängt. Dies kleine Wesen ist mein Glück und meine Freude gewesen, es ist mein Alles — und doch muß ich von ihm gehen!“

Die Stimme des Kranken zitterte.

„Sie haben mir versprochen, ruhig zu sein,“ sprach Sand, die Hand auf den Arm des Leidenden legend. „Schonen Sie sich des Kindes wegen und nun versuchen Sie zu schlafen. Ich sende Ihnen die Medicin, sobald der Tag hereinbricht, und komme morgen selbst wieder. Nun sprechen Sie nicht mehr.“

Norden sah mit einem schmerzlichen und doch dankenden Blicke zu ihm auf. Sand verließ das Zimmer. Der Gärtner wollte ihn zur Stadt zurückgeleiten, er lehnte es ab.

Langsam schritt er durch die Nacht dahin. Das Wetter war noch unfreundlicher geworden, der kalte Wind trieb ihm feinen Regen ins Gesicht, er empfand es kaum, denn seine Gedanken waren bei dem Kranken und dem blassen Kinde geblieben. Er hatte an dem Bette so manches Leidenden und Sterbenden gestanden und noch nie war er so ergriffen gewesen. War es der Gegensatz zwischen dem heitern, in der Lust über-

schäumenden Kreise seiner Freunde und dem stillen, ärmlichen Krankenzimmer? Waren es die schmerzlich erregten und doch so edlen und durchgeistigten Züge des Fremden, welche deutlich vor ihm standen? Er sann nicht darüber nach.

Mehr als der Gärtner ihm über den Fremden erzählt, hatte er in den bleichen Zügen desselben gelesen. Die großen, braunen und noch immer leuchtenden Augen des Mannes hatten sicherlich einst mit freudiger Hoffnung in das Leben geblickt, die jetzt kranke Brust war vielleicht von den kühnsten Plänen und Idealen erfüllt gewesen, kaum hatte er die Hälfte eines Menschenlebens zurückgelegt und war nun schon am Ende angelangt.

Wir können den Greis nicht beklagen, der langsam dem Geschicke, das jedem Sterblichen bevorsteht, entgegenschreitet, aber es erschüttert uns, wenn eine junge Kraft mitten auf der Bahn gebrochen zusammensinkt.

Und Sand mußte sich gestehen, daß es nicht in der Macht seiner Wissenschaft lag, hier Rettung zu bringen, höchstens konnte er erreichen, daß der fast verlöschende Lebensfunke noch kurze Frist fortglomm.

Drittes Kapitel.

Die Mitglieder des lustigen Klubs der Ledigen hatten mehrere Sitzungen gehabt, ohne daß Sand teilgenommen. Philippi hatte jedes Mal an die Versammelten die Frage gerichtet, wo nur der Doktor bleibe, und jedes Mal hatte Conti ihm geantwortet, er möge, wenn er seine Neugierde nicht bezähmen könne, Sand aufsuchen und an ihn selbst die Frage richten.

„Ich bezweifle zwar, daß er Ihnen genaue Rechenschaft ablegen wird,“ fügte er hinzu, „denn ein Arzt hat mehr und Wichtigeres zu thun als ein Apotheker, der nur unnütze Tropfen zusammenmischt und dafür ein sündhaftes Geld nimmt, aber Sie haben dann doch die Genugthuung, daß Sie nicht mehr wissen als wir, obschon Sie versucht haben, an der Quelle zu schöpfen.“

Philippi protestirte eifrig gegen diese Geringschätzung seines Berufes.

„Bitte, ich begreife nur nicht, weshalb Sie bei solcher Ansicht selbst in wiederholten Fällen solche unnütze Tropfen von mir gekauft haben," entgegnete er. „Ich bereite übrigens die Medicinen nur nach den mir vorgeschriebenen Verordnungen der Aerzte."

„Bester Freund, Sie begreifen das nicht!" rief der Maler lachend. „Ich habe in meinem Leben so viel Thorheiten begangen, daß ich auch diese offen eingestehen kann. Ich habe aber noch einen andern Grund. Mein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen! Ich bestreite zwar die Notwendigkeit und den Nutzen der Apotheker, da dieselben indessen einmal vorhanden sind, so hat meine Gutmütigkeit mich getrieben, Sie zu unterstützen. Sie denken weniger edel, denn noch haben Sie sich von mir nicht malen lassen, und doch habe ich längst darauf gehofft, weil ich bei Ihrer kleinen Gestalt ganz erheblich an Leinwand und Farben sparen würde."

„Ich bin nicht eitel genug, um mich malen zu lassen" entgegnete Philippi.

„Lieber Freund, Sie nicht eitel!" fiel Conti ein. „Sie lassen sich alle vier Wochen photographieren und ziehen bei jeder Aufnahme Lackstiefel an, obschon auf keinem Bilde Ihre Beine zu sehen sind. Sie tragen täglich frisch gewaschene Vatermörder, und wenn das

Haus Ihres Nachbars in Flammen stände und Sie denselben davon benachrichtigen wollten, so würden Sie doch erst ein Paar feine Glacéhandschuhe anziehen. Und doch wollen Sie nicht eitel sein!"

Der Kaufmann Geldern sprach sogar die Vermutung aus, daß wahrscheinlich eine zarte Herzensangelegenheit den Doktor zurückhalte, denn er habe ihn zweimal in das Haus des Rentners Stein, der bekanntlich zwei sehr hübsche Töchter habe, gehen sehen. Er fügte die Hoffnung hinzu, daß die Klubskasse bald tausend Mark erhalten werde.

Trappe nahm sich Sands an.

„Geldern, Sie haben kein Recht, meinen Freund so schändlich zu verdächtigen," entgegnete er. „Und wer wie Sie in einem Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen, oder wollen Sie leugnen, daß Sie selbst dem Rentner vor wenigen Wochen wiederholt Besuche gemacht haben?"

„Durchaus nicht, ich war in Geschäftsangelegenheiten bei ihm," bemerkte der Kaufmann.

„Gut, diese Erklärung genügt mir vollkommen, aber entlastet Sie nicht," fuhr der Rechtsanwalt fort. „Für Sie ist eine Heirat nur eine Geschäftsangelegenheit. Sie werden zu erforschen versucht haben, wie groß die Mitgift ist, welche Stein seinen Töchtern giebt, und die wird Ihnen nicht genügt haben, denn der Rentner ist nicht so reich, wie manche glauben.

Aber von den beiden hübschen Mädchen würde doch keine Sie genommen haben, da ich sie beide für sehr verständig halte. Ich will Ihnen aber sagen, weshalb Sand in das Haus des Rentners gegangen ist. Der Alte ist krank, er leidet an der Gicht, die Ihnen bei Ihrer Lebensweise ja auch mit Sicherheit bevorsteht. Sobald ich dem Doktor begegne, werde ich ihm sagen, wie sehr Sie bemüht gewesen sind, ihn in unsern Augen herabzusetzen."

Geldern bewahrte sich lachend gegen Trappes Beschuldigung.

Sand hatte der lustigen Freunde in der That kaum gedacht, denn Tag für Tag war er, wenn er seine Kranken besucht hatte, zu dem Gärtnerhaus vor dem Thore hinausgewandert, um dem unglücklichen Fremden, der sein Interesse mit jedem Tage mehr in Anspruch genommen hatte, beizustehen. Wohl wußte er, daß er das Leben desselben nicht zu erhalten vermochte, aber er konnte ihm doch die wenigen Tage, die ihm noch vergönnt waren, erleichtern, indem er die bangen Sorgen, die der Kranke sich um sein Kind machte, zu verscheuchen sich bemühte. Oft war er erst spät am Abend in die Stadt zurückgekehrt.

Ein rührend inniges Verhältnis herrschte zwischen Norden und dem Kinde; beide lebten nur füreinander. Toska war über ihre Jahre hinaus ernst. Sie beobachtete, selbst wenn sie zu spielen schien, ihren Vater

unausgesetzt und erriet seine Wünsche, ehe er sie ausgesprochen.

Sand hatte sie sich schnell angeschlossen, denn ihr scharfes Auge hatte sofort erraten, daß er es mit ihrem Vater aufrichtig meinte. Fast jeden Tag brachte Sand ihr entweder ein kleines Spielzeug oder eine Erfrischung aus der Stadt mit, aber erst dann schien sie sich darüber zu freuen, wenn sie sah, daß über das blasse Gesicht des Kranken ein Lächeln hinglitt.

Norden hatte über seine Verhältnisse wenig gesprochen und fast ängstlich jede Berührung der Vergangenheit vermieden. Ohnehin hatte Sand ihn gebeten, so wenig als möglich zu sprechen, um die kranke Brust zu schonen, er selbst hatte ihn meistens unterhalten oder ihm vorgelesen.

Für kurze Zeit war die schwache Lebenskraft des Kranken noch einmal aufgeflackert, dann schwanden die Kräfte mit jedem Tage. Norden selbst täuschte sich darüber am wenigsten.

Wieder saß Sand an dem Bette des Leidenden. Toska war bei den Kindern des Wirtes, sie waren allein.

Einige Zeit hatte Norden regungslos dagelegen und schien kaum auf Sands Worte gehört zu haben, denn starr waren seine Augen auf die Wand des kleinen

Zimmers gerichtet. Dann erfaßte er Sands Hand und hielt sie in der seinigen fest.

„Ich bin Ihnen ein Fremder und doch haben Sie so unendlich viel an mir und meinem Kinde gethan," sprach er.

„Lassen Sie, sprechen Sie nicht, denn dies greift Sie heute mehr als je an," wehrte der junge Arzt ab.

Ueber das Gesicht des Kranken glitt ein schmerzliches Lächeln.

„Es greift mich an," fuhr er mit matter Stimme fort, „aber dennoch muß ich sprechen, denn lange werde ich überhaupt nicht mehr sprechen können — es geht mit mir zu Ende. Sie haben mir die letzten Lebenstage erheitert, ich würde jetzt sogar ruhig sterben, wenn ich nicht um Toska besorgt wäre."

„Sie wissen, daß ich das Kind nicht verlassen werde," sprach Sand.

Der Kranke drückte seine Hand, er schien mit allen Kräften zu kämpfen, um seine Erregung zu beherrschen.

„Ich weiß es," fuhr er fort. „Aber ich hinterlasse Toska nur ein ganz geringes Vermögen, nur den Rest von dem, was mir geblieben ist; wird dies ausreichen, um das Kind vor Not zu schützen? Es ist so zart und bedarf der Pflege so sehr."

„Denken Sie nicht daran," unterbrach ihn Sand.

„Ich habe Ihnen versprochen, für Toska zu sorgen, ohne zu wissen, daß sie irgend etwas zu erwarten habe. Was Sie ihr einst hinterlassen werden, soll ihr ungeschmälert erhalten bleiben, ich werde sie als mein Kind ansehen, denn ich habe sie lieb. Nun regen Sie sich nicht auf — still, Freund, still, sonst vernichten Sie wieder, was wir mit Mühe erreicht haben.“

„Nein, lassen Sie mich sprechen, es dürfte sonst zu spät werden. Es war nicht Mangel an Vertrauen, daß ich Sie nicht in meine Verhältnisse eingeweiht und nicht über meine Vergangenheit gesprochen habe, ich konnte es nicht, denn hundert Wunden wären dadurch in mir wieder aufgerissen. Aber Sie sollen es erfahren, wenn ich tot bin — dort — dort in der Schublade des Tisches liegen meine Papiere — ich habe alles aufgezeichnet und hier — hier ist der Schlüssel.“

Mit hastiger, zitternder Hand holte er einen Schlüssel unter dem Kissen hervor, um ihn Sand zu übergeben.

„Nehmen Sie,“ drängte er bittend. „Sie werden in den Papieren Aufklärung über alles finden, aber Toska darf es nicht erfahren — jetzt noch nicht, erst wenn sie achtzehn Jahre alt ist — nicht früher. Wollen Sie mir dies versprechen?“

„Ja, ja — ich werde Ihren Wunsch als ein hei-

liges Vermächtnis ansehen," fiel Sand ein, „aber nun schonen Sie sich."

„Ich bin noch nicht fertig, lassen Sie mich gewähren. Ich werde ruhiger sein, wenn ich nicht mehr zu befürchten brauche, daß der Tod mir die Lippen schließt, ehe sie alles, was sie sagen müssen, gesprochen haben. Andere könnten versuchen, Ihnen Toska zu entreißen, das darf nicht sein, denn zu Ihnen allein habe ich Zutrauen, durch ein Testament will ich festsetzen, daß Sie der Vormund des Kindes werden und über sein Geschick allein zu entscheiden haben — ich bürde Ihnen eine schwere Last auf."

„Ich übernehme dieselbe gern," unterbrach Sand ihn.

„Werde ich noch Zeit haben — morgen ein Testament zu machen?

„Ja."

„Wollen Sie einen Notar bitten —"

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen," fiel der junge Arzt aufs neue ein, da er sah, wie schwer es dem Kranken wurde, die Worte hervorzubringen.

Norden lehnte den Kopf in die Kissen zurück.

„Nun bin ich ruhig," sprach er fast flüsternd. Er drückte Sands Hand, die noch immer in der seinigen lag, und über sein blasses Gesicht zog es wie ein Hauch des Friedens und der Erlösung. —

Sand kehrte zur Stadt zurück. Er dachte an den

Kranken, den er liebgewonnen und dessen Leben nur noch nach Stunden bemessen werden konnte. Dieser selbst wußte es.

Als er an dem Hause des Rechtsanwalts angelangt war, trat er ein.

„Ah, Doktor, endlich lassen Sie sich einmal sehen!“ rief Trappe, ihm die Hand entgegen streckend. „Wo haben Sie gesteckt? Wissen Sie, daß in unserm Klub die unglaublichsten Dinge von Ihnen erzählt werden? Geldern behauptet sogar, Sie seien verliebt, gegen die Verdächtiguug habe ich Sie jedoch in Schutz genommen!“

Sands Gesicht blieb ernst.

„Ich hatte Abhaltung,“ erwiderte er. „Jetzt führt mich eine Bitte zu Ihnen.“

„Sprechen Sie“ drängte Trappe. „Ich bin als vorsichtiger Mensch verschrieen, aber ich verspreche Ihnen, daß ich die Bitte, obschon ich sie noch nicht kenne, erfüllen werde, vorausgesetzt, daß es in meiner Macht liegt.“

„Sie sollen nur den letzten Willen eines schwer Erkrankten morgen früh aufnehmen.“

„Dokter, dazu bedarf es keiner Bitte. Ich bin Notar und deshalb dazu verpflichtet.“

„Der Kranke besitzt nur geringe Mittel, ich wollte Sie deshalb bitten —“

„Sand, gelte ich denn auch in Ihren Augen als

Egoist und hartherzig?“ unterbrach ihn Trappe. „Wenn ein reicher Mann meine Hülfe als Rechtsanwalt oder Notar in Anspruch nimmt, so schenke ich ihm nichts, aber einem Armen oder einer guten Sache leihe ich gern meine Kraft, ohne an Bezahlung zu denken. Sie brauchten mich deshalb nicht zu bitten, sondern einfach nur die Verhältnisse mitzuteilen. Nun sprechen Sie.“

Sand hatte sich auf einem Stuhle niedergelassen und erzählte, wie er Norden kennen gelernt hatte und wie dessen Verhältnisse waren.

„Bestimmen Sie die Stunde, ich bin zu jeder Zeit bereit und wenn es noch heute Abend sein müßte!“ rief Trappe.

„Ich werde Sie morgen früh abholen.“

„Sand, Sie wissen nicht, wer der Mann ist?“

„Nein. Konnte ich ihn fragen? Er hat mir gesagt, daß ich in seinen Papieren über alles Aufklärung finden werde.“

„Das mag sein, aber Sie haben mir gesagt, daß er in seinem Vermächtnisse Sie als Vormund seines Kindes einsetzen will, Sie sollen über das Geschick desselben zu bestimmen haben. Es ist eine schwere Verantwortung, die Sie übernehmen wollen.“

„Das Kind hat einen vorzüglichen Charakter.“

„Das mag sein, aber es können Ihnen aus der

Verpflichtung, die Sie übernehmen, unendlich viel Unannehmlichkeiten und Sorgen erwachsen."

„Trappe, wenn ein Ihnen unbekannter Mensch ins Wasser fällt, werden Sie dann, ehe Sie ihm die Hand zur Rettung reichen, nachforschen, wer der Unglückliche ist, und überlegen, ob Ihnen durch die Rettung vielleicht Weitläufigkeiten und Aerger erwachsen?

„Doktor genau paßt Ihr Beispiel nicht, aber Sie haben recht!" rief der Rechtsanwalt. „Mißdeuten Sie meine Worte nicht. Ich kenne Ihr gutes Herz, deshalb möchte ich verhüten, daß dasselbe mit Ihnen durchgeht. Sehen Sie, ich halte zum Beispiel Geldern für einen durchaus achtungswerten Charakter, aber wenn er in gleicher Lage zu mir käme, so würde ich nicht ein Wort der Mahnung zur Vorsicht zu ihm sprechen, weil ich weiß, er ist ein zu guter Geschäftsmann, um eine Verpflichtung zu übernehmen, deren Tragweite er nicht genau ermessen hat. Sie sind kein Geschäftsmann."

„Ich möchte es auch nicht werden!"

„Weshalb nicht?"

„Weil ich glaube, daß ich mir manche Freude dadurch vernichten würde."

Trappe bewegte den Kopf langsam hin und her, er konnte dem Freunde nicht ganz recht geben."

„Doktor, ist der Kranke die einzige Veranlassung

gewesen, daß Sie nicht wieder in unsern Klub gekommen sind?“ fragte er.

„Ja,“ gab Sand zur Antwort. „Ich bin manchen Abend bei ihm gewesen, und wenn dies nicht der Fall war, so fehlte mir die Stimmung, mich in einen heitern Kreis zu drängen.“

„Sie haben mir gesagt daß der Tod des Fremden nahe bevorstehe,“ fuhr Trappe fort, „haben Sie bereits überlegt, in welcher Weise Sie für das Kind sorgen wollen?“

„Ich habe es reiflich erwogen und werde das Kind meiner Wirtin übergeben,“ antwortete Sand „Ich kenne die Frau und schätze sie. Ihr Mann, den sie schon vor Jahren verloren hat, war Lehrer, die Pension, welche sie bezieht, ist gering, sie besitzt kein Vermögen und dennoch sind ihre Verhältnisse durchaus geordnet und gut, weil sie eine wunderbare Befähigung der Einteilung besitzt. Mehr noch als diesen praktischen Blick schätze ich die Klarheit ihres Verstandes und ihre wirkliche Herzensgüte. Sie besitzt eine Tochter, welche vierzehn Jahre alt ist, ein wildes, übermütiges Mädchen, in dem ein Stück von einem Jungen steckt, aber sie erzieht das Mädchen musterhaft. Sie hat Verständnis für den Sinn der Jugend, sie zügelt den Kindesübermut mit ruhiger Milde, ohne ihn ganz einzudämmen, und vergißt nie, daß

sie auch einst ein Kind gewesen ist. Bei ihr wird das Kind gut aufgehoben sein."

Trappe lächelte.

„Ich habe Sie absichtlich nicht unterbrochen," sprach er. „Ihre Ansicht stimmt mit der meinigen überein, denn ich kenne die Frau, obschon ich sie seit Jahren nicht gesehen habe. Ich kannte ihren Mann. Jetzt kann ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen denselben Vorschlag machen wollte. Nun kommen Sie morgen, wenn Sie wollen, es ist Sonntag, da habe ich den ganzen Tag für Sie Zeit."

Die beiden Freunde trennten sich.

Viertes Kapitel.

Als Sand am folgenden Tage gegen Mittag mit Trappe zu dem Kranken kam, fand er denselben auffallend verändert, in dem bleichen Gesichte desselben war ein Zug, den er nur zu genau kannte, der Zug des nahenden Todes. Nordens Augen blickten unruhig, aber noch immer leuchtend.

Toska stand neben dem Bette ihres Vaters. Sand reichte ihr die Hand, sie nahm dieselbe nicht an und rührte sich nicht. Starr war ihr Auge auf Trappe gerichtet, der im Nebenzimmer geblieben war und eine Schreibmappe auf den Tisch legte. Sie wußte nicht was geschehen sollte, und würde es auch nicht begriffen haben; die Anwesenheit des Fremden ängstigte sie.

Als vor Jahren ihre Mutter gestorben war, hatte sie noch nicht gewußt, was der Tod war. Ihr Vater hatte ihr gesagt, daß ihre Mutter schlafe, und daß

sie ganz ruhig sein müsse, um dieselbe nicht zu stören. Sie war ruhig gewesen. Da waren eines Morgens auch fremde Männer eingetreten und hatten die Schlafende fortgetragen, und sie hatte ihre Mutter nie wieder gesehen.

Diese Erinnerung stieg in ihr auf und fester schmiegte sie sich an das Bett ihres Vaters.

„Toska,“ sprach Sand, indem er liebkosend über das Lockenhaar des Mädchens hinstrich, „ich habe ein Spielzeug für dich mitgebracht, geh zu Barthels Kindern, die werden es dir zeigen.“

Die Kleine blickte halb fragend und halb ängstlich zu dem jungen Arzte auf und schüttelte mit dem Kopfe.

„Geh, Kind, geh!“ sprach der Kranke mit matter Stimme.

„Nein, ich bleibe bei dir — ich bleibe bei dir!“ rief Toska, warf sich über das Bett und umklammerte ihren Vater mit beiden Armen

Der Kranke preßte mit der zitternden Hand das Kind an sich, fragend und bittend blickte er zu Sand auf.

Dieser schüttelte leise mit dem Kopfe.

„Geh, Toska,“ wiederholte der Kranke.

Das Kind umklammerte ihn noch fester.

„Komm — komm, sprach Sand,“ indem er die Kleine am Arme erfaßte, um sie sanft fortzuziehen.

„Was wollen Sie mit meinem Papa machen?" schrie Toska auf, indem sie sich noch fester ans Bett klammerte.

„Nichts, Kind, nichts!" versicherte Sand. „Dein Papa will uns etwas mitteilen, was nicht für die Ohren eines Kindes ist, weil es dies nicht versteht. Glaubst du denn, ich könnte deinem Papa etwas Uebels thun?"

Toska blickte mit den großen, dunklen Augen zu ihm auf.

„Nein," sprach sie dann.

„So komm."

Einen Augenblick stand das Kind noch zögernd da und blickte seinen Vater an, als derselbe ihm indessen mit schwachem Lächeln zunickte, ließ es sich ohne Weigern von Sand fortführen.

Der junge Arzt kehrte mit Barthel, der bei der Aufnahme des Testaments als Zeuge zugegen sein sollte, zurück. Dann flößte er dem Kranken, dessen Augen fieberhaft leuchteten, obschon sein Puls kaum bemerkbar schlug, etwas Wein zur Stärkung ein. Mit leiser, hastiger Stimme nannte Norden das, was er in das Testament aufgenommen wünschte. Toska setzte er als seine alleinige Erbin ein, Sand bestimmte er zum Vormunde des Kindes und fügte hinzu, daß er seine sämtlichen Papiere an sich nehmen und

im Sinne seiner Aufzeichnungen an Toska handeln solle.

Es wurde ihm schwer, dies hervorzubringen, und mehr als einmal mußte er erschöpft innehalten. Sein Geist war noch vollständig klar, aber der schwache Funken seiner Lebenskraft drohte jeden Augenblick zu verlöschen.

Trappe hatte das Testament aufgesetzt und die Bestimmungen des Kranken darin aufgenommen. Langsam las er Norden das Testament vor. Dieser nickte zustimmend; Sand unterstützte ihn, als ihm die Feder gereicht wurde, damit er das Testament unterzeichne. Seine Hand zitterte heftig, die Kraft, die Feder zu halten, schien ihm zu fehlen, dann raffte er sich zusammen und unterzeichnete seinen Namen.

Sand und Barthel fügten ihren Namen als Zeugen hinzu und Trappe drückte das Notariatssiegel auf die Urkunde.

Der Kranke lag regungslos da, seine Brust rang mühsam nach Atem, sein Auge blickte unbeweglich auf die graue Wand dem Bette gegenüber. Sand sprach beruhigende Worte zu ihm, er schien dieselben nicht zu hören.

Trappe fragte leise, ob er sich entfernen könne.

„Bleiben Sie noch,“ erwiderte Sand, ohne das Auge von dem Kranken abzuwenden.

Norden versuchte sich im Bette emporzurichten.

„Toska — Toska! Mein Kind!“ rief er und sein bereits halb erloschenes Auge blickte suchend im Zimmer umher.

Barthel stürzte fort, die Kleine zu holen.

Kaum zwei Minuten später trat Toska in das Zimmer. Als sie den halbstarren Blick ihres Vaters bemerkte, stürzte sie mit lautem Aufschrei zu ihm und warf sich auf das Bett.

„Mein Kind“ rief der Kranke, indem seine Hand tastend nach dem Kopfe desselben suchte, denn sein Augenlicht schien bereits erloschen zu sein. Er hatte das lockige Haupt des Kindes erfaßt, er wollte es an sich pressen, da sank er leblos zurück.

„Papa, Papa!“ schrie Toska mit erschüttendem Tone auf.

Der Gerufene antwortete nicht mehr, seine Hand war von dem Haupte des Kindes niedergesunken auf das Bett.

„Papa, Papa!“ schrie das Kind noch lauter, indem es den Kopf emporrichtete und in das leblose Auge seines Vaters schaute, dann brach es bewußtlos zusammen.

Sand hob die Bewußtlose empor und trug sie auf ihr Lager in der Ecke des kleinen Zimmers. Seine Hand zitterte, denn der Schmerz des Kindes hatte ihn tief erschüttert.

Trappe trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ist es nicht das Beste, wenn wir das Kind jetzt fortbringen, um ihm, wenn es wieder zu sich kommt, den Anblick des Toten zu ersparen?“ sprach er.

Der junge Arzt schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich befürchte, sein zarter Körper wird die Aufregung nicht überwinden,“ fuhr der Rechtsanwalt fort.

„Der Schmerz verlangt sein Recht,“ gab Sand, ohne den Blick von dem Kinde zu wenden, zur Antwort. „Noch hat es das Geschehene kaum begriffen, es muß es begreifen, um es überwinden zu können. Schwer — schwer wird es ihm werden! Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, so eilen Sie zur Stadt zurück und senden mir einen Wagen.

Trappe eilte fort.

Sand blieb allein bei dem Kinde und dem Toten. Der Gärtner und seine Frau wollten in das Zimmer treten, er wies sie mit der Hand zurück.

Endlich kam Toska wieder zu sich. Langsam richtete sie den Kopf empor. Als das Geschehene in ihrer Erinnerung auftauchte, sprang sie auf und stürzte mit dem Rufe: „Papa! mein Popa!“ zu dem Toten.

Sand ließ sie gewähren.

Das Kind umklammerte den Geschiedenen mit beiden Armen, es rief mit dem Schmerze der Ver=

zweiflung: „Mein Papa!“ aber die Lippen, die so oft liebkosend und zärtlich seinen Namen genannt hatten, öffneten sich nicht mehr.

„Mein Papa ist tot!“ schrie sie dann.

Sand ließ sich neben dem Bette nieder und hob das Kind auf seinen Schoß.

„Er ist tot, Toska! Nun werde ich dein Papa sein!“ sprach er mit bewegter Stimme. Es war ihm, als ob ihm ein Freund gestorben wäre; der Schmerz des Kindes schnitt ihm ins Herz.

„Nein, nicht tot — nicht tot!“ schrie Toska. „Rette ihn! Mein Papa hat ja gesagt, daß du allein ihn retten könnest!“

Sie schlang flehend die kleinen Arme um Sands Hals.

Der junge Arzt preßte das Kind an sich; er würde in diesem Augenblicke sein Leben hingegeben haben, wenn er imstande gewesen wäre, den Wunsch desselben zu erfüllen.

„Ich kann ihn nicht mehr retten, Toska,“ sprach er. „Er ist tot, aber er ist wieder mit deiner Mutter vereint!“

„Ich will zu ihnen!“ rief das Kind und bemühte sich, sich aus seinen Armen zu befreien.

Er hielt sie fest.

„Dein Papa hat mich gebeten nun dein Vater zu sein, und ich will es sein, Toska,“ sprach er, über

die von Thränen nasse Wange des Kindes hinstreichend.

Die Kleine schien seine Worte kaum zu verstehen, aber die Heftigkeit des Schmerzes hatte ihre Kraft erschöpft. Den Kopf an Sands Brust lehnend, schluchzte sie ermattet, stoßweise, und nur dann und wann rief sie aufschreiend: „Mein Papa, mein Papa!"

Der Wagen, den Trappe besorgt hatte, fuhr vor dem Hause vor.

„Toska, nun werde ich dich mit mir nehmen in die Stadt," sprach Sand zu dem Kinde, das regungslos, nur immer noch leise aufschluchzend an seiner Brust geruht hatte.

Die Kleine richtete sich empor. Sie hatte die Worte nur zu gut verstanden.

„Nein, nein! Ich bleibe bei meinem Papa!" rief sie und stemmte die kleinen Arme gegen Sands Brust.

„Du kannst nicht hier bleiben," sprach er beruhigend. „Dein Papa schläft, er bedarf der Ruhe!"

„Ich soll ihn nicht wiedersehen!" rief das Kind.

„Doch, Toska, morgen bringe ich dich wieder hierher!" sprach Sand. Er hob die völlig Erschöpfte und zu jedem Widerstande Unfähige empor und trug sie hinab zu dem Wagen, der ihn zur Stadt führte. —

Horst Nordens Leichnam war in die Erde gesenkt. Sand und der Gärtner Bartels waren die einzigen gewesen, die dem Fremden an dem nebelgrauen, feuchtkalten Wintertage das letzte Geleit gegeben hatten.

Drei schwere Tage lagen hinter dem jungen Arzte. Nicht die Besorgung des Begräbnisses, die allein auf seinen Schultern geruht, hatte ihn angegriffen, denn jeder seiner Freunde würde ihm die Mühe gern abgenommen haben, der Zustand Toskas ängstigte ihn. Seine Wirtin, Frau Zöllner, hatte die Kleine mit voller Liebe aufgenommen, er wußte sie in den besten Händen und in der besten Pflege, und dennoch bangte ihn für das Kind. Er hatte nicht in Berechnung gezogen, daß Toska, die seit Jahren fast nur mit ihrem Vater verkehrt, über ihre Jahre gereift war. Sie war ein Kind, aber empfand den Verlust fast mit dem Schmerze eines Erwachsenen. Und ihr zarter Körper schien so gewaltigen Erregungen nicht gewachsen zu sein.

Er hatte sein Versprechen, daß Toska ihren Vater noch einmal sehen sollte, nicht erfüllen können, denn krank und völlig abgespannt lag sie da. Sie verlangte auch nicht nach dem Toten, weil sie ihre eigene Schwäche zu empfinden schien. Willenlos ließ sie alles mit sich geschehen, die freundlichen Worte der Frau Zöllner und deren Tochter Selma schien sie kaum zu hören. Nur wenn Sand zu ihr trat und ihr sanft

das Haar von der Stirn zurückstrich, blickte sie zu ihm auf, als ob sie ihn fragen wollte: Nicht wahr, nun sehe ich ihn nie wieder?

Es war am Abend nach dem Begräbnisse, Sand saß in seinem Zimmer. Vor ihm auf dem Tisch lag ein Päckchen Schriften, welches mit einem roten Bande zusammengeschnürt war. Es waren Nordens Papiere, welche er in dem Tische desselben gefunden. Noch hatte er nicht Zeit gehabt, dieselben zu lesen, und auch jetzt zögerte er. Was enthielten sie? Zerstörten sie das edle Bild des Toten, welches er in sich trug?

Endlich löste er das Band und begann zu lesen. Die Lebensgeschichte, welche Norden in kleiner, zierlicher Schrift ausgezeichnet hatte, lautete:

Ich, Horst Bogumil Edgar von Norden, bin auf Nordhof bei B. in Norddeutschland, auf dem Gute meines Vaters, des Oberst Freiherrn Heino von Norden, geboren. Aus meinen ersten Jugendjahren schweben mir nur noch dunkle und halbverschwommene Bilder vor. Ich erinnere mich, daß meine Mutter mit mir, mit einem alten Diener, den wir Ziethen nannten, und einer Wirtschafterin allein in dem alten, grauen Herrenhause, welches nur das Schloß genannt wurde, wohnte. Mein Vater, welcher damals Major war, lebte in der Residenz. Ich wußte nicht, weshalb meine Mutter nicht bei meinem Vater lebte, sie war eine stille, milde und feingebildete Frau. Ich

habe sie oft, sehr oft weinen sehen, aber nie habe ich ein Wort der Klage von ihr gehört. Mein Vater kam dann und wann auf einige Tage zum Besuche, aber dann verwandte er die größte Zeit auf die Besichtigung seiner sehr großen Besitzung, welche durch einen alten Inspektor verwaltet wurde. Um mich bekümmerte er sich sehr wenig und ich fürchtete mich vor ihm, denn er hatte ein schroffes, finsteres Wesen und geriet sehr leicht in Zorn. Ich kann mich aus jener Zeit nicht entsinnen, daß mein Vater mich ein einziges Mal geliebkost hätte, auch weiß ich kaum, daß er mit meiner Mutter ein freundliches Wort sprach.

Ich war fünf Jahre alt, als ich noch ein Schwesterchen erhielt, das den Namen Ulrike bekam. Bis dahin hatte ich keinen Spielgefährten gehabt, sondern war meist bei dem alten Ziethen oder dem Wirtschaftsinspektor gewesen, der mich häufig vor sich auf das Pferd setzte und mit auf das Feld nahm. Ich freute mich deshalb ungemein über das Schwesterchen, weil ich in ihm einen Spielgefährten erblickte; ehe es jedoch laufen konnte, bekam ich einen Hauslehrer, namens Otto Hansen. Es war ein junger, schüchterner Mann mit schmalem, blassen Gesichte, der selbst nach längerer Zeit kaum die Augen aufzuschlagen wagte, wenn meine Mutter mit ihm sprach Ich schloß mich ihm schnell und vollständig an, denn er war stets gut

und freundlich mit mir, und wenn wir allein durch die Felder hinstreiften, dann konnte er sogar sehr lustig sein.

Der Unterricht durch ihn machte mir großes Vergnügen, denn er verstand es stets, meine Aufmerksamkeit zu erwecken und rege zu erhalten; selbst wenn wir spazieren gingen, belehrte er mich, und ich kann mich nicht ensinnen, daß mir dies je langweilig gewesen wäre.

So schwanden Jahre dahin und diese Jahre sind in meiner Erinnerung als die glücklichsten meines ganzen Lebens haften geblieben. Mein Vater kam nur einige Male im Jahre und stets nur auf wenige Tage. Er schien mir noch finsterer geworden zu sein als früher und ich wich ihm so viel als möglich aus. Mit Ulrike war er freundlicher, er brachte ihr stets Spielsachen mit und liebkoste sie. Ich war nicht eifersüchtig auf sie, denn ich hatte mich nie nach der Liebe meines Vaters, da ich sie nie kennen gelernt hatte, gesehnt. Ich hing an meiner Mutter und Schwester mit aller Innigkeit.

Ich war vierzehn Jahre alt geworden und wurde confirmirt. Für mein Alter war ich groß und kräftig und Hansen gab mir die Versicherung, daß ich in der Tertia eines Gymnasiums aufgenommen werden würde. Mein Vater war zu meiner Confirmation aus der Residenz gekommen. Am Tage nach derselben ließ er

mich zu sich rufen und fragte mich, was ich eigentlich werden wolle. Ich hatte hieran selbst noch nicht gedacht und gestand dies schüchtern.

„Ein Junge in deinem Alter muß wissen, was er werden will, oder es wird nie etwas Tüchtiges aus ihm," unterbrach mich mein Vater. „Du hast Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken. Hast du Lust, Soldat zu werden?"

Diese Frage trieb mir das Blut ins Gesicht, denn zu diesem Berufe fühlte ich die wenigste Neigung.

„Antworte," fuhr mein Vater fort, als ich schüchtern schwieg.

„Nein," entgegnete ich, ohne aufzublicken.

„Weshalb nicht?" forschte mein Vater streng weiter.

Ich sollte Gründe angeben und war mir derselben selbst nicht bewußt.

„Ich wünsche zu studiren," gab ich zur Antwort.

„Studiren?" wiederholte mein Vater und über sein strenges Gesicht glitt ein geringschätzendes Lächeln. „Weshalb? Und was willst du studiren?"

Ich konnte hierauf keine Antwort geben, denn der Wunsch war nur durch die Lust am Lernen in mir erregt.

„Hat deine Mutter diese Thorheit in dir angefacht?" fuhr er unwillig fort.

„Nein," entgegnete ich, denn ich hatte in der That mit meiner Mutter hierüber nie gesprochen.

Mein Vater schwieg einen Augenblick und sah mich streng an.

„Meinetwegen, denn zum Soldaten hättest du doch nicht getaugt," sprach er dann. „Ich werde Sorge tragen, daß du schon in vierzehn Tagen auf eine Schule kommst, denn hier scheinst du nur allzu viel nach deinem eigenen Gefallen gelebt zu haben!"

Er wandte sich ab und verließ das Zimmer. An demselben Tage kehrte er zur Residenz zurück.

Ich hatte nicht den Mut, meinen Lehrer von dem Beschlusse meines Vaters in Kenntnis zu setzen, denn ich liebte ihn, und der Gedanke, von ihm getrennt zu werden, war mir schmerzlich. Nur meiner Mutter teilte ich alles mit. Ueber ihr blasses, mildes und hübsches Gesicht glitt es wie ein Zug stiller, heimlicher Freude. Liebkosend fuhr sie mir mit der Hand über die Wange hin. „Lerne Tüchtiges und bleib brav," sprach sie.

Schon nach wenigen Tagen langte ein Brief meines Vaters an. Derselbe enthielt die Bestimmung, daß ich mich nach acht Tagen nach G. zu begeben habe, um an dem dortigen Gymnasium aufgenommen zu werden. Der Name eines Lehrers, bei dem ich in

Pension treten sollte, wer angegeben. Hansen brachte mich nach G. Der Abschied von meiner Mutter und Schwester wurde mir schwer, aber gegen den Willen meines Vaters gab es keinen Widerspruch. Schnell gewöhnte ich mich an das Leben in G. und den Verkehr mit Altersgenossen, den ich bis dahin entbehrt hatte. Das Lernen bereitete mir Freude und ich war fleißig, denn mein Ehrgeiz wurde durch meine Mitschüler angeregt, ich wollte hinter keinem derselben zurückstehen.

In den Ferien kehrte ich stets heim, aber nur anfangs mit wirklicher Freude, denn mein Vater hatte seinen Abschied genommen und lebte nun auf dem Gute. Ich war ihm mehr und mehr entfremdet, und wenn ich in den Ferien heimkehrte, sprach er kaum ein Wort mit mir. Er war noch finsterer geworden als früher. Erst späterhin habe ich erfahren, daß er wegen Mißhandlung eines Untergebenen genötigt war, seinen Abschied zu nehmen.

Die Zeit auf dem Gymnasium schwand schnell für mich dahin. Bei der Abgangsprüfung hatte ich die beste Censur erhalten und ich war stolz darauf. Ich freute mich, sie meiner Mutter zeigen zu können, da wurde ich durch eine Depesche schnell heimgerufen, weil meine Mutter schwer erkrankt sei. Ohne mir eine Stunde Ruhe zu gönnen, reiste ich ab und den=

noch kam ich zu spät — ich traf meine geliebte Mutter nicht mehr am Leben.

Es sind lange Jahre seitdem verflossen, dennoch bin ich nicht imstande, meinen Schmerz zu schildern. Ich hatte das Gefühl, als ob ich nun ganz allein und verlassen im Leben dastehe, denn an meinem Vater fand ich keinen Anhalt und auch Ulrike, die zu einem sehr hübschen Mädchen herangewachsen war, war mir entfremdet. Sie war der Liebling meines Vaters und obschon ich frei von Neid war, empfand ich dies doch schwer, denn mein Vater kümmerte sich um mich nicht, ich war für ihn ein Fremder. Nur einmal richtete er mit kaltem, spöttischen Lächeln die Frage an mich, was ich denn nun eigentlich studiren wolle.

Sechs Wochen blieb ich auf dem Gute und es war dies für mich eine unsagbar schwere und unglückliche Zeit. Ich stand allein und wie ein Ausgestoßener da, und doch hatte ich mir nie etwas zu schulden kommen lassen. Damals habe ich oft gewünscht, meiner Mutter in den Tod nachfolgen zu können, und Selbstmordgedanken verfolgten mich. Ich mußte alle Kraft aufwenden, um dieselben zurückzuweisen.

Unser alter Diener Ziethen war erkrankt und es stand schlecht mit ihm, den Tod meiner Mutter hatte auch er sich sehr zu Herzen genommen, denn er kannte

sie von Jugend auf. Ich war oft bei ihm, denn von der neuen Dienerschaft, die mein Vater angenommen hatte, bekümmerte sich keiner um ihn.

Da ließ er mich eines Tages bitten, zu ihm zu kommen. Als ich an sein Bett trat, sagte er mir, er fühle, daß es schlecht mit ihm stehe, sein Ende sei nahe und es sei ihm erwünscht, denn er habe nichts zu verlieren, aber er wolle nicht sterben, ohne mir über manches Aufklärung gegeben zu haben. Meine Mutter habe einen jungen Gelehrten, der späterhin als Professor an einer Universität eine sehr geachtete Stellung einnahm, geliebt. Ihr Vater, ein strenger und auf seinen Adel stolzer Mann, habe dies erfahren und sie nun gezwungen, meinen Vater, der um ihre Hand angehalten, zu heiraten. Mit rührenden Worten schilderte er den Kampf meiner unglücklichen Mutter, die sich nur dem Zwange gefügt und von dem Tage an, an welchem sie meinem Vater die Hand gereicht, auf jedes Glück verzichtet habe. Trotzdem sei das erste Jahr der Ehe ein erträgliches und nicht unglückliches gewesen, und als ich nach einem Jahre geboren sei, hätten alle auf ein noch innigeres Zusammenleben zwischen meinen Eltern gehofft, denn mein Vater habe sich über meine Geburt sehr gefreut. Aber schon nach wenigen Monaten sei er ein ganz Anderer geworden. Er habe in meinen Zügen eine Aehnlichkeit mit den Zügen des jungen Gelehrten, den meine Mutter ge=

liebt, zu erkennen geglaubt, und dieser Wahn habe sich immer fester und stärker in ihm ausgebildet und auf seinen Charakter einen unheilvollen Einfluß ausgeübt. Ein Zweifel an der Treue meiner Mutter sei ein Wahnsinn gewesen, denn der junge Gelehrte habe schon vor der Verheiratung meiner Mutter eine Forschungsreise nach Afrika angetreten, er sei erst nach mehrern Jahren zurückgekehrt und meine Mutter habe ihn nie wiedergesehen. Aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte doch der Charakter meiner Mutter jeden Zweifel an ihrer Treue unmöglich gemacht. Mein Vater habe dies alles gewußt, aber trotzdem sei er nicht imstande gewesen, den Wahn, der ihn erfaßt, zu überwinden. Er habe mich kaum noch angesehen und eine unüberwindliche Abneigung gegen mich gefaßt.

Meine Mutter habe unsagbar schwer darunter gelitten, dies sei auch der Grund gewesen, weshalb mein Vater von meiner Mutter getrennt gelebt habe. Ueber die Lippen meiner Mutter sei nie ein Wort der Klage gekommen, aber es habe doch an ihr genagt und gezehrt, das Glück sei für sie für immer vernichtet gewesen und der Gram habe sie so zeitig dahin sterben lassen.

Ich war durch diese Mitteilung auf das tiefste erschüttert. Also nur einem thörichten Wahne meines Vaters war das Leben meiner Mutter und das Glück meiner Jugend geopfert! Ich fand keine Entschuldigung

dafür und immer höher wurde die Schranke, die mich von meinem Vater trennte. Wenn wirklich meine Züge denen des Mannes, den meine Mutter geliebt hatte, ähnlich waren, was der alte Diener bestritt, traf mich eine Schuld? Diese Frage drängte sich mir immer aufs neue wieder auf.

Ich verließ das väterliche Haus, um die Universität zu beziehen. Der Abschied wurde mir nicht schwer. Mein Vater sagte mir, er wolle mich in meinen Ausgaben nicht beschränken, denn ich müsse des Namens den ich trage, angemessen leben; er war reich und hatte in der Universitätsstadt einen Banquier angewiesen, mir ausgedehnten Credit zu gewähren.

Das Studentenleben hatte wenig Reiz für mich, denn die traurigen Erinnerungen meiner Jugend lasteten schwer auf mir. Ich lebte zurückgezogen, nur für mich und meine Studien. Da ich die Aussicht hatte, einst die reiche Besitzung meines Vaters zu erben, arbeitete ich ohne den Gedanken, mir durch meine Studien eine Stellung zu verschaffen. Ohne bestimmten Plan, nur meiner Neigung folgend, betrat ich die Gebiete der verschiedensten Wissenschaften. Am meisten fühlte ich mich zur Philosophie hingezogen.

Drei Jahre hatte ich studirt und war während dieser Zeit nur einmal für wenige Tage in meiner Heimat gewesen. Den mir bei dem Banquier gewährten Credit hatte ich nur sehr wenig in Anspruch genommen,

ich lebte aus Neigung einfach, und heimlich drängte sich mir der Gedanke auf, meinem Vater so wenig als möglich zu Dank verpflichtet zu sein.

Mein Vater hatte die Winter mit Ulrike regelmäßig in der Residenz verlebt und von andern erfuhr ich, daß meine Schwester auf Bällen und in Gesellschaften als Schönheit sehr gefeiert werde.

Nach Beendigung meiner Studien sprach ich den Wunsch aus, eine größere Reise zu unternehmen; ohne Weigerung stellte mein Vater mir ausreichende Mittel zur Verfügung, aber er fragte nicht einmal nach dem Ziele meiner Reise, eben so wenig wie er nach dem Erfolge meiner Studien geforscht hatte. Es schien ihm dies alles gleichgiltig zu sein.

Zwei Jahre lang war ich auf Reisen, in Frankreich, England und Italien. Während der ganzen Zeit hatte ich nur einmal direkte Nachricht aus meiner Heimat erhalten. Ulrike schrieb mir, daß sie sich mit dem Baron Eugen von Tetzlaff verlobt habe. Ich kannte den Baron, war jedoch nie mit ihm in nähere Berührung getreten, da er mir unsympathisch war, denn seine Neigungen waren den meinigen durchaus entgegengesetzt. Er liebte ein leichtes, üppiges Leben und fand, als ich ihn kennen lernte, ein Vergnügen daran, halbe Nächte bei sehr hohen Einsätzen zu durchspielen.

Es war ein unfreundlicher, trüber und kalter

Frühlingstag, als ich, von meiner Reise zurückgekehrt, auf dem Gute meines Vaters wieder anlangte. Der Lenz kündigte sich nur hier und dort an einigen früh belaubten Büschen und durch ein frischeres Grün an den Abhängen an. Ich traf in dem alten Herrenhause, in dem wenig verändert war, nur einen Diener an, denn mein Vater weilte noch in der Residenz und meine Schwester hatte sich, wie ich von dem alten Inspektor erfuhr, vor fast einem Jahre verheiratet.

Ich bezog das Zimmer, das ich schon als Knabe bewohnt hatte und in dem seit meiner Abreise kaum jemand gewesen zu sein schien, so sehr fand ich alles in ihm unverändert. Es war mir nicht unlieb, daß ich meinen Vater und meine Schwester nicht antraf. Ich sehnte mich nach Ruhe und hatte so viel Eindrücke, die ich während meiner Reise in mich aufgenommen, zu bewältigen, daß diese Abgeschiedenheit mir wohlthat.

Für meine Bedürfnisse sorgte der alte Inspektor in aufopfernder Weise. Er schien der einzige zu sein, der mich vermißt hatte, und ich weilte oft in seinem Hause. Auch in seiner Familie war eine Aenderung eingetreten. Seine Frau war gestorben und ein Sohn, von dem er stets gehofft, daß er einst sein Nachfolger werde, hatte in Westfalen die Pachtung eines kleinen Gutes übernommen. Um nicht ganz allein dazustehen, hatte er die Tochter seiner verstorbenen

Schwester, die mit einem Beamten Namens Volger in der Residenz verheiratet gewesen war, zu sich genommen.

Frida Volger war achtzehn Jahre alt, als ich sie zuerst sah. Eine zarte, nicht schöne, aber auf den ersten Blick fesselnde Erscheinung. Sie stand noch unter dem Eindrucke, den der Tod ihrer Eltern, denn ein Jahr zuvor hatte sie auch ihren Vater verloren, in ihr zurückgelassen hatte. Es kam hinzu, daß sie aus dem bewegten Leben der Residenz plötzlich in das stille, einsame Haus ihres Oheims versetzt war. Der alte Inspektor bot zwar alles auf, sie durch Freundlichkeit und Güte für das, was sie verloren hatte, zu entschädigen, aber die Eltern und das zerstreuende Leben der Residenz konnte er ihr doch nicht ersetzen. Sein zwar durchaus biederer, aber doch einfacher Charakter verstand sie nicht. Ihre Eltern, deren einziges Kind sie war, hatten auf ihre Ausbildung die größte Sorgfalt verwandt, und nun war sie in einen Kreis versetzt, in dem ihr jede geistige Anregung und jedes Verständnis fehlte.

Sie trat mir anfangs äußerst schüchtern entgegen, aber es gab zu viel geistige Berührungspunkte zwischen uns, daß wir uns nicht schnell genähert hätten. Ich traf sie oft allein, wenn der alte Inspektor auf dem Felde beschäftigt war, wir gingen zusammen in dem Parke, in welchen der Frühling mit jedem Tage mehr

Einzug hielt, spazieren. Ich erzählte ihr von meinen Reisen und lernte ihr reines und tiefes Gemüt immer mehr kennen; mein Herz hatte ihr vom ersten Tage an gehört, ich gestand ihr meine Liebe und fand Gehör.

Wenige, unaussprechlich glückliche Tage folgten nun für uns. Wir zogen den alten Inspektor in unser Geheimnis. Er schien über dasselbe mehr erschreckt als erfreut zu sein, aber alle Bedenken, die in ihm aufstiegen, glaubte ich durch die Innigkeit meiner Liebe überwinden zu können. Hatte ich doch kaum daran gedacht, daß sie keinen adeligen Namen besaß, da ich auf meinen Adel selbst so wenig Wert legte.

Da kehrte mein Vater früher, als ich ihn erwartet hatte, aus der Residenz zurück. Er trat mir fast noch kälter als früher entgegen und begrüßte mich nur wie einen Bekannten, den er nach Jahren wiedersah. Ich traf mit Frida nur noch in der Wohnung des Oheims zusammen, denn ich besaß zu meinem Vater zu wenig Vertrauen, um ihn die Wahl meines Herzens zu gestehen.

Einige Wochen schwanden so dahin, da trat mein Vater in sichtbar größter Aufregung in mein Zimmer und fragte, in welchem Verhältnisse ich zu der Nichte des Inspektors stehe. Offen gestand ich, daß Frida meine Verlobte sei. Mein Vater geriet in den heftigsten Zorn, er nannte mich einen Entarteten, beschul-

digte mich, sein ganzes Lebensglück vernichtet zu haben und den Namen, den ich von ihm trage, zu entehren. Ich erwiderte ihm, daß auf Fridas Ehre nicht der leiseste Schatten hafte, daß ich sie aufs innigste liebe und daß es keine Macht gebe, diese Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Sein Zorn wuchs bei jedem Wort. Er rief mir zu, ich solle zurücknehmen, was ich gesagt habe, denn die Bürgerliche werde nie — nie die Meinige werden. Er werde nicht dulden, daß sein Name so beschimpft werde. Ruhig gab ich ihm zur Antwort, meinen Entschluß vermöge niemand zu ändern. Da geriet er in eine Aufregung, wie ich sie nie zuvor bei ihm kennen gelernt hatte, seine Augen glühten, seine Lippen zuckten und seine ganze Gestalt erzitterte. „Nie — nie wird das geschehen!" rief er außer sich, griff nach einem auf dem Tische liegenden Revolver, und ehe ich ihm in den Arm fallen konnte, sank ich in die Brust getroffen zu Boden und hörte nur noch den Ruf: „Allmächtiger Gott!"

Ich weiß nicht, wie lange ich besinnungslos gelegen habe und was mit mir geschehen ist. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf meinem Bette und ein Arzt stand daneben. Mein Vater schritt in heftigster Erregung im Zimmer auf und ab. Ich sah, als ich für einen Augenblick die Augen öffnete, daß er verzweiflungsvoll die Hände rang. Der Arzt fragte, wie das Unglück geschehen sei. Mein Vater erwiderte mit hastiger,

stockender Stimme, er wisse selbst nicht, wie es gekommen sei. Er sei bei mir gewesen, ich habe einen auf dem Tische liegenden Revolver ergriffen, um an demselben etwas nachzusehen, er habe nicht darauf geachtet, was ich vorgenommen, plötzlich habe sich derselbe entladen und ich sei umgesunken. Mein Bewußtsein schwand aufs neue.

Als ich wieder zu mir kam, saß der Arzt noch immer an meinem Bette. Er hielt mich mit der Hand sanft zurück, als ich mich emporzurichten versuchte, und sagte mir, es sei ihm gelungen, die Kugel aus der Wunde herauszuziehen, aber ich müsse mich ruhig, sehr ruhig verhalten, denn meine Lunge sei verletzt und verlange die größte Schonung. Mein Vater stand neben ihm. Sein Gesicht war auffallend blaß, seine Augen waren mit Bangen auf mich gerichtet. Ich erinnerte mich seiner Worte, die er zu dem Arzte gesprochen, ich sah die Angst in seinen Zügen und ich empfand in dem Augenblicke Mitleid mit ihm. „Es ist durch meine eigene Unvorsichtigkeit geschehen,“ brachte ich mit Mühe hervor. Der Arzt bat mich, nicht zu sprechen. Ich sah, daß mein Vater mir einen Blick des Dankes zuwarf, aber ich schloß die Augen, denn ich konnte diesen Blick nicht ertragen.

Es folgten schlimme Tage für mich, in denen ich mit dem Tode rang. Meine Pflege war dem Diener anvertraut und er wachte getreulich neben mir Tag und

Nacht. Der Arzt kam täglich, einige Male begleitete ihn mein Vater, aber mit einem Gefühle der Angst hielt er sich zurück und richtete kaum eine Frage an mich. Meinen Blick zu ertragen war er nicht imstande.

Als ich mich etwas kräftiger fühlte, fragte ich den Diener nach Frida und erfuhr von ihm, daß sie mit ihrem Oheim das Gut verlassen habe. Auf mein erregtes Drängen gestand er mir, daß mein Vater mit dem alten und bewährten Manne einen sehr heftigen Auftritt gehabt und ihn sofort aus seiner langjährigen Stellung entlassen habe. Ich kann nicht schildern, welchen Eindruck diese Mitteilung auf mich machte. Ich hatte die Schuld meines Vaters auf mich genommen, ich hatte die Unwahrheit gesprochen, um eine Strafe die sein stolzer Sinn wahrscheinlich nicht überlebt hätte, von ihm abzuwenden, und er hatte gegen die, der mein Herz gehörte, nicht die geringste Schonung geübt!

Die Erregung brachte mein Leben aufs neue in Gefahr. Als mein junger Körper auch sie überwand und ich langsam genas, da war es mir, als ob der letzte Hauch der Kindesliebe gegen meinen Vater erloschen sei. Ich war entschlossen, seine That nicht zu verraten, aber als er wieder an mein Lager trat, war ich nicht imstande, ihn anzusehen. Ich schloß die Augen. Mein Vater sprach kein Wort der Versöhnung

zu mir und berührte das Geschehene gar nicht. Ich wußte, daß es nicht seine Absicht gewesen war, mich zu töten, er hatte sich durch seinen heftigen Sinn, in dem er sich selbst oft nicht kannte, hinreißen lassen. Hätte er mir dies gesagt, ich würde ihm die Hand entgegengestreckt haben. Ehe ich vollständig genesen war, verließ er das Gut. Durch den Diener ließ er mir sagen, daß er durch geschäftliche Verhältnisse genötigt sei, zu verreisen und vielleicht längere Zeit fortzubleiben. Für den Fall, daß ich zu meiner Kräftigung irgend ein Bad besuchen wollte, habe er seinen Banquier angewiesen, mich in ausreichendster Weise mit Geld zu versehen.

Da erfuhr ich, daß der alte Inspektor sich zu seinem Sohne begeben und Frida mit sich genommen hatte. Sobald mein Zustand es gestattete, eilte ich zu ihnen. Es war ein erschütterndes Wiedersehen. Frida hatte mir wiederholt geschrieben, da ihre Briefe indessen unerbrochen zurückgekommen waren, so hatte die Befürchtung, daß ich mich dem Willen meines Vaters gefügt habe, immer mehr Raum in ihr gewonnen. Sie hatte unsagbar gelitten, um so glücklicher war sie jetzt, als ich ihr sagte, daß sie bald die Meinige werde. Der alte Inspektor, der noch immer den Zorn meines Vaters fürchtete, suchte die Verbindung hinauszuschieben, aber schon nach wenigen Wochen vereinte ich mich für immer mit Frida.

Um meine Zukunft sicherzustellen, ersuchte ich einen Rechtsanwalt, sich in meinem Namen an meinen Vater zu wenden und die Herausgabe meines Anteils des von meiner Mutter hinterlassenen Vermögens zu verlangen. Mein Vater sandte das Geld sofort. Er schrieb, da ich durch meine Verheiratung auf seinen Namen eine Schmach gehäuft habe, so wünsche er nicht, mich wiederzusehen, sei jedoch bereit, mir jährlich eine bestimmte Summe zu zahlen.

Ich konnte mich nicht entschließen, dies Anerbieten anzunehmen. Das Vermögen, welches ich von meiner Mutter geerbt hatte, reichte für ein bescheidenes Leben aus, und ich hoffte, späterhin eine Professur an einer Universität zu erlangen. Meinen Adel legte ich ab und nannte mich nur Horst Norden.

Der Arzt empfahl mir, um meine noch immer äußerst schwache Brust zu kräftigen, südliches Klima, ich reiste deshalb mit Frida nach Italien. Wir waren so glücklich, wie nur zwei Menschen, die sich wahrhaft und innig lieben, sein können, und unser Glück wurde noch erhöht, als nach einem Jahre Toska uns geboren wurde. Aber eines zehrte doch an demselben und erfüllte mich mehr und mehr mit bangen Sorgen für die Zukunft meiner Frau und meines Kindes. Der Zustand meiner kranken Brust wurde nicht besser, sondern verschlimmerte sich mit jedem Jahre. Er gestattete mir ein anhaltendes Arbeiten nicht und vernichtete meine Hoffnung, mir

eine Professur zu erringen. Ich versuchte, schriftstellerisch thätig zu sein, das Glück war mir in dieser Beziehung wenig günstig, vielleicht auch reichten meine Anlagen dazu nicht aus.

Das südliche Klima bekam meiner Frau schlecht, ich kehrte deshalb nach einigen Jahren nach Deutschland zurück und wir lebten an verschiedenen Orten. Da die Zinsen meines Vermögens zu unserm Leben nicht ausreichten, so war ich genötigt, das Kapital anzugreifen. Vergebens versuchte ich, mir eine Stellung zu erringen, meine Kränklichkeit trat mir überall als Hindernis entgegen.

Frida ertrug alles, Freud und Leid, in gleicher Liebe mit mir. Nie habe ich eine Klage aus ihrem Munde gehört. Wenn ich mit Bangen in die Zukunft blickte, dann verstand sie es, mich zu beruhigen. Sie war mein guter Stern und mein höchstes Glück.

Der Tod entriß sie mir. Ich weiß nicht, wie es mir möglich gewesen ist, dies zu überwinden. Mein armes Kind verlangte mein Leben, sonst würde ich ihr freiwillig nachgefolgt sein. Mir war keine Hoffnung mehr geblieben. Ich lebte nur noch für mein Kind, aber ich kann nicht ohne Bangen an die Zukunft desselben denken, denn mein Leben kann sich nur noch kurze Zeit hinziehen und ich hinterlasse Toska so viel wie nichts. Wer wird für sie sorgen, in wessen Hand wird ihr Geschick liegen? Diese Fragen haben mich

manche Nacht bis zum Wahnsinn gepeinigt, und doch kann ich mir keine Antwort darauf geben. Mein Vater lebt noch, er ist reich, soll ich sie ihm anvertrauen? Unwillkürlich schrecke ich zurück. Er hat ja mit mir, seinem eigenen Kinde, nie Mitleid empfunden und er sollte Toska — nie — nie —

Die Aufzeichnungen waren hier abgebrochen, es schien Norden die Kraft gefehlt zu haben, den letzten Satz zu beenden.

Erschüttert legte Sand die Aufzeichnung zur Seite. Nun begriff er erst manches Wort, welches der Kranke zu ihm gesprochen hatte, jetzt wußte er, weshalb er ihn in dem Testamente zum Vormunde eingesetzt und ihm die alleinige Verfügung über das Geschick des Kindes übergeben hatte.

Fünftes Kapitel.

Sand suchte Trappe am folgenden Morgen auf und legte ihm die Aufzeichnungen vor. Flüchtig durchlas der Rechtsanwalt dieselben und legte sie dann vor sich nieder. Sein Gesicht war ernst, denn auch er war durch das Gelesene ergriffen.

„Was wollen Sie thun?“ fragte er dann.

„Mein Versprechen erfüllen, für das Kind sorgen und es erst von dem Geschicke seines Vaters in Kenntnis setzen, wenn es achtzehn Jahre alt ist,“ gab der junge Arzt zur Antwort. „So habe ich es dem Vater gelobt!“

Trappe bewegte langsam, bedenklich den Kopf hin und her.

„Das geringe Vermögen des Kindes reicht nicht hin, um mit den Zinsen desselben für seine Erziehung zu sorgen,“ bemerkte er.

„Ich werde Sorge tragen, daß es nichts entbehrt.“

Trappe schwieg einen Augenblick.

„Doktor, das Kind tritt nach dem Tode seines Vaters als dessen Rechtserbe ein,“ sprach er. „Norden hatte an das Vermögen seines Vaters unbestreitbare Forderungen, ist es nicht Ihre Pflicht, dieselben für Ihren Schützling geltend zu machen?“

„Norden wollte nichts von seinem Vater annehmen, ich glaube in seinem Sinne zu handeln wenn ich eben so verfahr.“

„Sie als Vormund des Kindes müssen dessen Rechte wahren,“ fuhr Trappe fort.

„Geht dies Recht verloren, wenn ich Toska, sobald sie achtzehn Jahr alt ist, die Entscheidung selbst überlasse?“

„Nein!“

„Dann werde ich bis dahin warten.“

„Und wenn es dann vielleicht zu spät ist?“ warf Trappe ein. „Kann das Vermögen bis dahin nicht gefährdet werden und verloren gehen?“

„Hängt denn das Glück des Kindes allein vom Gelde ab? rief Sand. „Vielleicht wird es am glücklichsten, wenn es nie erfährt, daß sein Großvater ein reicher Mann ist oder war, denn ich weiß nicht, ob er noch am Leben ist.“

„Gut. Sie haben vielleicht recht. Bleiben Sie

bei Ihrem Entschlusse, bis Sie die Verhältnisse näher kennen gelernt haben," sprach Trappe. „Kommen Sie heute Abend in unsern Klub?"

„Ich habe wenig Neigung."

„Sand, Sie sind noch zu jung, um das Leben so ernst zu nehmen. Sie müssen kommen, ich werde Sie abholen, denn ich werde heute Abend unsern Freunden einen ganz besondern Vorschlag machen."

„Welchen?" warf Sand ein.

„Halt, Freund, das ist vorläufig mein Geheimnis! Nun besuchen Sie Ihre Kranken, ich muß zum Gerichte." —

Als Trappe und Sand am Abend in den „Klub der Ledigen" traten, befanden die übrigen, längst versammelten Mitglieder sich bereits in heiterster Stimmung.

Der Apotheker empfing sie natürlich mit der Frage, weshalb sie so spät kämen.

„Ich werde Ihre Frage beantworten," entgegnete Trappe ruhig. „Aber gönnen Sie mir wenigstens so viel Zeit, daß ich mich setze und mich erst durch ein Glas Wein erfrische."

„Trappe, trinken Sie zehn Glas, um die Neugierde des Apothekers auf eine noch größere Folter zu spannen!" rief der Maler. „Er hat ohnehin versucht, Sie in unsern Augen herabzusetzen, indem er be-

hauptete, ein tüchtiger und gewissenhafter Vorsitzender müsse stets der erste sein."

„Bitte, in der Weise habe ich das nicht gesagt," suchte Philippi sich zu rechtfertigen. „Meine Worte waren ohnehin durchaus scherzhaft."

„Auf mich haben sie nicht den Eindruck des Scherzes gemacht" versicherte Conti.

„Jedenfalls stehen Sie mit der Auffassung allein da," bemerkte der Apotheker.

Conti forderte Holm und Geldern auf, ihre Ansicht auszusprechen, dieselben stimmten ihm scherzend bei.

„Halt, meine Herren," fiel Trappe ein. „Ich weiß, daß Philippi mir den Vorsitz mißgönnt, aber ich verzeihe ihm. Wollen Sie mir nun zu einer ernsten Sache das Wort gönnen? Aber ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen. Sie wissen, daß ich im Scherzen die weitestgehenden Zugeständnisse mache, aber nicht in ernsten Dingen. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen."

Einstimmig wurde er zum sprechen aufgefordert.

„Gut," sprach Trappe. Er lehnte sich auf dem Stuhle zurück und erzählte mit ruhigen, einfachen Worten, weshalb Sand den Klub seit seiner Gründung nicht wieder besucht habe. Er schilderte, wie er Norden kennen gelernt und was er für ihn gethan habe, er schilderte den ergreifenden Tod des Fremden

und den Schmerz seines Kindes, er fügte hinzu, daß Sand durch das Testament des Toten zu dem Vormunde des Kindes ernannt sei und daß er in großherziger Weise entschlossen sei, für die Waise wie ein Vater zu sorgen. Es zitterte aus seinen einfachen Worten doch der Ton innerer Erregung.

„Trappe, weshalb erzählen Sie dies hier?“ unterbrach ihn Sand vorwurfsvoll.

„Sie haben ja versprochen, mich nicht zu unterbrechen,“ entgegnete der Rechtsanwalt. „Ich bin noch nicht fertig. Wir kennen uns nun schon seit geraumer Zeit, der Zufall hat uns hier zuerst zusammengeführt, aber was uns so fest und getreu zusammengehalten hat, das ist etwas ganz Anderes. Es ist nicht der gleichfalls zufällige Umstand, daß wir sämtlich unverheiratet sind, es ist ein tieferes und festeres Band, das Band gleicher Gesinnung. Im Scherze stehen wir alle einander feindlich gegenüber, ich selbst habe Ihnen für unsern Klub die scherzhaftesten Satzungen vorgeschlagen, aber lassen Sie uns unsere Aufgabe nicht allein im Scherze suchen, es giebt etwas, was uns noch fester binden wird, das ist ein gemeinsames, ernstes Werk. Lassen Sie uns die Sorge für das Kind, von dem ich Ihnen so eben erzählt habe, übernehmen; es ist für mich ein hübscher Gedanke, daß wir sechs Junggesellen eine Waise als unser Kind adoptiren und mit allem Ernst und aller Liebe für dasselbe sorgen.“

„Trappe, bravo! Es gilt!“ riefen mehrere gleichzeitig. Der Maler, der Kaufmann, Holm und Philippi nahmen den Vorschlag freudig auf, nur Sand war dagegen. Er wollte die Verpflichtung, zu der er sich entschlossen hatte, sich nicht schmälern lassen.

„Doktor, gönnen Sie uns doch die Freude!“ sprach Trappe. „Das Kind wird für uns sechs Menschen ein Kitt der Freundschaft werden, der fest halten wird. Ich habe mich darauf gefreut, Toska unser Pflegekind nennen zu können, und ich weiß, daß jeder von uns wirklich gern dazu beitragen wird, die Zukunft des Kindes sicher zu gestalten. Sagen Sie Ja zu meinem Vorschlage und geben Sie mir Ihre Hand!“

Zögernd legte Sand seine Rechte in die ihm entgegengestreckte Rechte.

„Es sei denn!“ sprach er. „Aber die mir durch das Testament auferlegte Verpflichtung darf dadurch nicht verletzt werden.“

„Natürlich nicht!“ rief Trappe. „Sie bleiben der Vormund. Wir wollen nur zu den Kosten beitragen und ein Recht haben, uns über das hübsche Kind zu freuen. Und nun habe ich noch einen andern Vorschlag zu machen, den, unsere Satzungen etwas zu ändern. Sie alle wissen, daß der Paragraph drei derselben lautet: „Wenn ein Mitglied des Klubs sich verheiratet, zahlt es tausend Mark in die Klubkasse, welche von den Mitgliedern in freundlicher Erinnerung

verzecht werden.“ Ich möchte, daß diese Bestimmung dahin abgeändert würde: Wenn ein Mitglied des Klubs sich verheiratet oder austritt, zahlt es mindestens tausend Mark in eine für das Pflegekind des Klubs anzulegende Aussteuerkasse.“

Dieser Vorschlag fand einstimmigen Beifall.

„Lassen Sie mich meine Worte noch etwas näher begründen,“ fuhr der Rechtsanwalt fort. „Ich liebe den freien Stand der Junggesellen, aber ich hasse die alten Jungfern. Nach meiner Ansicht hat jedes Mädchen, welches sich nicht verheiratet, seinen Beruf verfehlt, und ich hoffe deshalb, Sie alle werden wünschen, daß unser Pflegekind sich einst verheiratet. Unsere Aufgabe muß es sein, ihm dies so viel als möglich zu erleichtern, und Freund Geldern als praktischer Mann wird mir bestätigen, daß ein Mädchen mit hübscher Ausstattung leichter einen Mann findet als ohne dieselbe.“

Alle stimmten ihm bei.

„Ich bin noch immer nicht fertig,“ sprach der Rechtsanwalt. „Ich bin gewöhnt, eine Sache, an der ich beteiligt bin, von vornherein zu regeln und bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten festzusetzen. Sand ist der Vormund unseres Kindes, Geldern als Geschäftsmann wird die Freundlichkeit haben, die Kasse des Kindes zu verwalten, und ich verpflichte mich, die Rechte desselben in jeder Beziehung zu wahren.“

„Teilen Sie auch mir ein Amt zu!“ rief der Apotheker, um seine Bereitwilligkeit, für das Kind zu sorgen, zu zeigen.

„Nein, Philippi, Ihnen am wenigsten,“ entgegnete Trappe. „Sie müssen uns sogar das Versprechen geben, daß Sie keinen Versuch machen wollen, das Herz der Kleinen durch Pfefferminzkügelchen oder andere niederträchtige Süßigkeiten aus Ihrer Apotheke für sich besonders zu gewinnen. Gleiche Pflichten, gleiche Rechte. Ich bin wahrhaftig kein Schwärmer, aber es thut mir doch wohl, an einem so jungen Wesen einen Anteil zu haben. Und das alles verdanken wir Sand, der an einem ihm völlig unbekannten, kranken Manne wie ein Freund gehandelt hat. Ich werde ihm das nie vergessen und ich denke, Sie fühlen alle eben so wie ich.“

Fünf Gläser wurden dem jungen Arzte gleichzeitig zum Anstoßen entgegengehalten und über sein feingeschnittenes, hübsches Gesicht glitt eine leichte Röte freudiger Verlegenheit.

Die sechs Männer waren sämtlich in der zufriedensten und bestgelaunten Stimmung und dennoch nahm ihre Heiterkeit nicht den überschäumenden und neckenden Charakter an wie sonst. Sand mußte von Toska und deren Vater erzählen und dann berieten sie über die Zukunft des Kindes und wie sie demselben Freude bereiten könnten.

Geldern und dem Apotheker genügte es nicht, daß Toska in der einfachen Familie der Lehrerwitwe erzogen werden sollte, sie hätten dieselbe am liebsten in eine feine Pension gegeben.

„Philippi, es ist ein Glück, daß Sie keine Kinder haben, denn Sie würden sie vollständig verzogen haben," sprach Trappe. „Ihnen ist das Leben zu leicht geworden. Als einziger Sohn sind Sie von Ihren Eltern verhätschelt und verzogen, und als Sie kaum mündig geworden, setzten Sie sich in die reiche, warme Apotheke Ihres Vaters und waren ein gemachter Mann. Es wird nicht jedem Menschen so gut zuteil, deshalb soll man niemand vor der Zeit verweichlichen und verwöhnen."

„Sind Sie nicht auch verwöhnt?" warf der Apotheker ein.

„Ich, Philippi, ich?" rief der Rechtsanwalt und über sein Gesicht glitt ein schmerzliches Lächeln. „Ist das wirklich Ihr Ernst? Sie meinen, weil es mir jetzt gut ergeht, müsse es mir immer so ergangen sein. Meine Jugend ist eine sehr einfache und schwere gewesen. Mein Vater war ein armer Bildhauer und starb, als ich kaum fünfzehn Jahre alt war. Ich besuchte das Gymnasium, da ich den sehnlichen Wunsch hegte, zu studiren. Meine Mutter hat gearbeitet und gedarbt, um mir dies zu ermöglichen. Es wäre dennoch nicht gegangen, wenn ich nicht schon als Schüler

Unterricht erteilt hätte. Auf der Universität setzte ich dies fort, um mir den Lebensunterhalt zu erwerben, denn meine arme Mutter hatte sich überarbeitet und kränkelte. Ich wurde Referendar und konnte zu meinem Glück in der Universitätsstadt bleiben. Ich las nun des Abends für Studenten, welche ihre beste Zeit verjubelt hatten und vor der Prüfung standen, Repetitorien, um sie vorzubereiten. Sie waren zum Teil älter als ich. Ich verdiente leidliches Geld, aber ich mußte meine arme Mutter mit unterhalten, da sie nicht mehr arbeiten konnte. Als ich meine zweite Prüfung bestanden hatte, glaubte ich alles überwunden zu haben und ließ mich als Rechtsanwalt nieder. Nun begann aber die schwerste Zeit meines Lebens, denn es fehlte mir an Arbeit. Ich war zu stolz, dies zu zeigen und bot alles auf, um es geheim zu halten. Wohl trank ich dann und wann mit Kollegen eine Flasche Wein, aber — ich kann es jetzt offen gestehen — ich hatte dann Tage lang vorher gehungert, um mir das Geld zu erübrigen. Meine arme Mutter mußte mit mir darben, und das hat mich oft der Verzweiflung nahe gebracht. Freund, ich habe Tage durchlebt, an denen ich ernstlich daran dachte, all dem Elend mit einem Male ein Ende zu machen. Dann trat plötzlich eine Wendung ein, ich bekam Arbeit und bald mehr, als ich bewältigen konnte. Es erging mir nun gut und ich verdiente weit mehr als ich gebrauchte, aber

meine arme Mutter erlebte nur das erste Rot des für mich aufgehenden neuen Tages. Glauben Sie nun noch, daß ich verwöhnt bin?"

„Ich wußte dies nicht," sprach Philippi, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Freund, Ihre Worte haben mir nicht wehe gethan, denn Sie kannten meine Vergangenheit nicht. Es ist nicht die geringste Bitterkeit in mir zurückgeblieben, aber als ich so recht tief in dem Elend steckte, da faßte ich den Entschluß, mich nie zu verheiraten, um meine Frau und Kinder vor einem ähnlichen Geschick zu bewahren. Nun wissen Sie auch, weshalb ich Junggesell geblieben bin. Jetzt habe ich die Vorzüge der Freiheit zu lange und zu gut kennen gelernt, um noch eine Thorheit zu begeben, und laut und lustig rufe ich Ihnen zu: „Die Junggesellen sollen leben!"

Er erhob sein Glas und jubelnd stießen die Freunde mit ihm an.

Sechstes Kapitel.

Toska hatte sich bei der vortrefflichen Pflege der Frau Zöllner langsam erholt, ihr zarter Körper verlangte freilich noch immer die größte Vorsicht. Der heitere, übermütige und doch durchaus kindliche Sinn ihrer Spielgefährtin Selma hatte viel dazu beigetragen, sie den Schmerz um ihren Vater überwinden zu helfen. Selma liebte sie wie eine jüngere Schwester und Kinder besitzen ein wunderbares Verständnis füreinander.

Toska war ernst geblieben, denn ihr junges Leben hatte schon eine traurige Vergangenheit; sie hatte nicht vergessen, beherrschte sich aber mit einer fast wunderbaren Kraft. Nur dann und wann eilte sie Sand, der sie täglich sah, entgegen und warf sich laut schluchzend in seine Arme. Zu ihm hatte sie das größte Vertrauen, weil er ihren Vater gekannt und dem-

selben wie ein Freund zu Seite gestanden. Sie sprach dies nicht aus, aber in ihrem verzweiflungsvollen Blicke, mit dem sie oft zu ihm aufsah, war es zu lesen.

Sand verstand sie und er brauchte nur wenige Worte zu ihr zu sprechen, um sie zu beruhigen.

Toska hatte keine Ahnung, wer für sie sorgte, und selbst Frau Zöllner wußte dies nicht. Die Pflegeväter wußten indessen unter den verschiedensten Vorwänden die Witwe zu besuchen, um das Kind zu sehen, und sie waren von der Kleinen in gleicher Weise eingenommen. Sie kamen wieder und wieder, ohne daß der eine dem andern davon erzählte, und jeder suchte dem Kinde eine Freude zu bereiten. Selbst Trappe kam wiederholt, um den Doktor zu besuchen, wenn er wissen konnte, daß er denselben nicht antraf. Er trat dann bei der Witwe ein und scherzte mit den Kindern.

Sand allein erfuhr durch Frau Zöllner, wie reich Toska durch seine Freunde beschenkt wurde, ihn freute die Teilnahme an dem Kinde und es ergötzte ihn zu sehen, wie an den Klubabenden jedes Mitglied zu verbergen suchte, was er an dem Pflegekinde gethan habe.

So rückte Weihnachten heran. In ernster Weise wurde beraten, womit Toska beschenkt werden sollte. Philippi und Geldern hätten sie am liebsten wie eine

Prinzessin ausgestattet, so daß Trappe ernstlich mahnen mußte, das Kind nicht zu verwöhnen, obschon er selbst wenige Tage zuvor demselben die schönsten Bilderbücher geschenkt hatte. Sand wurde endlich beauftragt, mit Frau Zöllner passende Geschenke zu kaufen, und der Apotheker hielt es für seine Pflicht, ihm einzuschärfen, bei der Auswahl nicht auf den Preis zu sehen.

„Philippi, Sie sind nicht berechtigt, in der Weise über unsere Kasse zu verfügen," rief ihm Trappe scherzend zu.

„Bitte, ich bin bereit, die Kosten allein zu tragen," entgegnete der Apotheker.

„So! Um sich nachher brüsten zu können, unser Kind allein beschenkt zu haben," fuhr der Rechtsanwalt fort. „Meine Herren, wir sind übereingekommen, gemeinsam für Toska zu sorgen, ich constatire hiermit den Versuch des Herrn Apothekers, in unsere Rechte einzugreifen und die Beschenkung an sich zu reißen."

„Ich stelle den Antrag, daß Herr Apotheker Philippi von der Teilnahme an unserm Pfleglinge ganz ausgeschlossen wird!" rief der Maler.

Es gehörte zu den guten Eigenschaften des kleinen Apothekers, die tollsten Scherze über sich ergehen zu lassen, ohne sie übelzunehmen, Contis Worte hatten indessen einen Punkt in ihm berührt, der keinen Scherz

vertrug. Sein Gesicht rötete sich, erregt sprang er auf.

„Da ein solcher Antrag gestellt wird, erkläre ich meinen Austritt aus dem Klub!“ rief er.

Trappe hielt auch diese Worte für Scherz.

„Philippi, wir entlassen Sie nicht eher, als bis Sie mindestens tausend Mark in die Aussteuerkasse gezahlt haben,“ entgegnete er.

„Ich werde sie zahlen,“ rief der Apotheker und griff nach seinem Hute.

Erst jetzt begriffen die übrigen die ernstliche Erregung des kleinen Mannes.

„Philippi, sind Sie denn toll geworden, daß Sie keinen Scherz mehr verstehen!“ rief Trappe, indem er aufsprang und den kleinen Mann gewaltsam zurückhielt.

„Das war kein Scherz,“ entgegnete der Apotheker.

„Natürlich war es Scherz,“ fielen alle ein.

„Dann war es ein sehr schlechter Scherz!“ gab der Kleine grollend zur Antwort.

„Bester Freund, Sie sind im Unrecht, wenn Sie von Conti mehr verlangen!“ rief Trappe, um über den peinlichen Augenblick hinwegzuhelfen. „Haben Sie je von ihm einen guten Scherz gehört? Ich nicht. Nun kommen Sie!“

Er nahm ihm den Hut aus der Hand und drängte ihn auf seinen Platz zurück.

„Meine Herren,“ fuhr er fort, indem er sich mit beiden Händen auf den Tisch stemmte. „Zum ersten Male ist in unserm heitern Kreise ein Mißklang ertönt und ich halte es als Ihr Vorsitzender für meine Pflicht, denselben zu bestrafen, damit der erste Fall auch der letzte sei. Wir haben zwei Schuldige vor uns, Conti, der einen Scherz zu machen versuchte, der gar kein Scherz war, und Philippi, der einen Ernst fand, wo es denselben gar nicht gab. Meine Herren! In gewöhnlichen Fällen haben Sie das Recht der Abstimmung und die Stimmen der Mehrzahl geben den Ausschlag, es giebt aber besondere Fälle, in denen Sie Ihrem Vorsitzenden allein die Entscheidung anheimgeben müssen, und ein solcher Fall ist heute. Ich werde zur Sühne für uns alle auf Rechnung der Herren Conti und Philippi eine Bowle bestellen!“

Allgemeiner Beifall folgte diesen Worten und auch der Apotheker stimmte in den heitern Ton wieder ein, wenn er auch noch einen grollenden Seitenblick auf den Maler warf. —

Der Weihnachtsabend war gekommen. Die Mitglieder des Klubs hatten beschlossen, denselben gemeinsam zu feiern. Conti und Trappe waren erwählt, die Vorbereitungen zu treffen und für einen prächtig geschmückten Tannenbaum Sorge zu tragen. Jedes

Mitglied sollte ein Geschenk mitbringen und das Los sollte dann bestimmen.

In der Wohnung der Frau Zöllner waren für den Abend gleichfalls viele Vorkehrungen getroffen. Sand hatte mit ihr sowohl für Toska wie für Selma reiche Geschenke gewählt und der grüne Baum war mit vielen Lichtern besteckt und mit den verlockendsten Leckereien behangen. Für Toska waren noch fünf Geschenke von Unbekannten abgegeben, aber Sand kannte die Geber nur zu genau. Jeder seiner Freunde hatte dem Kinde noch eine heimliche Freude bereiten wollen.

Sand hatte mit Frau Zöllner alles aufgebaut, während die beiden Kinder in dem Nebenzimmer harrten. Es war ihm weich geworden ums Herz, denn er dachte zurück an seine Kindheit, als seine Eltern ihm den Christbaum geschmückt. Wie war sein junges Herz schon tagelang vorher in freudiger Ungeduld erzittert! Und als dann endlich an dem Abend die Thür geöffnet wurde und er in den hellschimmernden Raum getreten war, da war es ihm gewesen, als ob er der Wirklichkeit entrückt und in das Paradies versetzt wäre, in dem alle Wünsche erfüllt würden. Und das Eine war seinem jungen Herzen stets als ein rätselhafter Zauber erschienen, daß gerade das, was er am sehnlichsten sich gewünscht hatte, vor ihm auf seinem Tische lag.

Er gab mit der Klingel ein Zeichen. Frau Zöllner öffnete die Thür zum Nebengemache. Mit lautem Jubel stürmte Selma in das Zimmer. Toska folgte langsam, schüchtern. Wie geblendet von all dem Glanze, der ihr entgegenstrahlte, blieb sie an der Thür stehen. Sand erfaßte sie an der Hand und führte sie zu dem Tische, auf dem die reichen Geschenke für sie aufgebaut waren.

„Sieh, dies ist dein Tisch und diese Sachen gehören dir," sprach er.

Er fühlte des Kindes Hand in der seinigen leise zucken. Einen Moment blickte Toska überrascht auf all die schönen Sachen, dann sah sie zweifelnd, als ob sie nicht zu fassen vermöge, daß sie so reich beschenkt werden könne, zu ihm auf.

„Dies alles gehört dir!" versicherte Sand.

Toska zuckte zusammen und mit dem Rufe: „Ach wenn mein Papa doch noch lebte!" umklammerte sie ihn und schluchzte heftig.

Sand ließ sich nieder und hob das Kind auf seine Knie.

„Er sieht, wie reich du beschenkt bist, und freut sich darüber," sprach er bewegt.

Toska hörte seine Worte kaum, in verzweiflungsvollem Schmerze umklammerte sie mit beiden Armen seinen Hals. Liebkosend, beruhigend strich er mit der Hand über ihr lockiges Haar. Selma versuchte ihr

ihre schönsten Sachen zu zeigen, aber nur schwer und langsam gelang es, sie zu beruhigen. Ernst und ohne sichtbares Zeichen der Freude stand sie vor all den reichen Geschenken und schien nur den einen Wunsch zu hegen, daß ihr Papa sich mit ihr freuen könne.

Sand zeigte ihr jedes einzelne Geschenk und dachte kaum daran, daß er noch einer andern Bescherung beiwohnen solle.

Die Klubmitglieder hatten sich längst in dem gewohnten Raume versammelt, während in einem größeren Nebenzimmer der von Conti und Trappe aufgeputzte Baum stand.

Philippi lief ungeduldig in dem Zimmer auf und ab und sah jede Minute nach der Uhr.

„Wo nur Sand bleibt?“ rief er. „Pünktlich um acht Uhr wollten wir hier eintreffen und jetzt ist es fast neun.“

„Philippi, Sie als Apotheker sollten doch eigentlich wissen, daß ein Arzt am wenigsten über seine Zeit verfügen kann, denn zu jeder Stunde kann er zu einem Kranken gerufen werden,“ entgegnete Trappe, der sich ruhig am Tische niedergelassen hatte und ein Glas Wein trank. „Sie machen sich das Leben freilich bequemer, denn Sie haben den armen Teufel, Ihren Provisor, in der Apotheke zurückgelassen, der muß die Recepte anfertigen und wenn die halbe Stadt heute Abend erkranken sollte.“

„Bitte, in solchen Fällen bin ich stets selbst mitthätig," gab der Apotheker zur Antwort. „Ich glaube indessen gar nicht, daß Sand zu einem Kranken gerufen ist. Er wird sicherlich noch bei der Bescherung Toskas sein und gar nicht daran denken, daß wir auf ihn warten."

„Aha! Also der Neid spricht aus Ihnen," fuhr der Rechtsanwalt fort. „Wir haben ja noch Zeit, denn unsere Bescherung wird ohnehin kurz genug werden oder haben Sie uns vielleicht eine Ueberraschung zugedacht?"

„Durchaus nicht!"

„Ich wage nicht mehr, einen Scherz mit dem Herrn Apotheker zu machen," sprach Conti, „sonst würde ich die Vermutung aussprechen, daß sein Geschenk in einer kleinen Feldapotheke besteht. Da keiner von uns je ins Feld ziehen wird, so wäre das Geschenk wenigstens ungefährlich."

Ehe Philippi antworten konnte, trat Sand ein und wurde sofort von allen Seiten mit Fragen bestürmt, wie Toska bei der Bescherung gewesen sei. Ueber sein blasses Gesicht zuckte ein leises Lächeln.

„Das Kind war sehr überrascht, denn offenbar hatte es einen so reich aufgebauten Weihnachtstisch noch nie gesehen und noch weniger erwartet," sprach er. „Seine Freude war rührend."

„Haben Sie uns deshalb so lange warten lassen?“ fragte Philippi.

„Ja, die Kleine hatte ja keine Ahnung, von wem die Geschenke kamen. Sie hielt mich für den Geber und ich konnte mich ihrem Danke nicht so schnell entziehen.“

„Haben Sie ihr nicht eine Andeutung gemacht, wer diejenigen sind, die sie beschert haben?“ warf der Apotheker ein.

„Nein, das konnte ich nicht thun, weil es gegen unsere Verabredung ist. Sie soll ja noch nicht erfahren, daß sie das Pflegekind unseres Klubs ist.“

„Vielleicht wäre es bei dieser Gelegenheit doch ganz gut gewesen, wenn —“ warf der Apotheker schüchtern ein, aber Trappe gestattete, nicht daß er seine Worte beendete.

„Philippi, Sie sollen an unsern Beschlüssen nicht rütteln!“ rief er. „Nur die verfluchte Eitelkeit treibt Sie dazu. Der Doktor hat recht gehandelt, doch nun wollen wir zu unserer Bescherung gehen.“

Conti öffnete die Thür zum Nebengemache.

Ein hell brennender und reich geschmückter Christbaum leuchtete ihnen entgegen. Dahinter stand eine für sechs Personen gedeckte Tafel.

Conti und Trappe hatten den Raum in der sinnigsten Weise ausgeschmückt. Die Wände waren mit grünem Tannenreisig behangen, so daß das Gemach

wie eine Laube erschien. Dazwischen hingen große, flüchtig, aber doch ungemein charakteristisch ausgeführte Kreidezeichnungen. Hier war Philippis Apotheke. Auf der Treppe stand ein kleiner Mann, der eine mächtige Bowle präsentirte, es war der kleine Apotheker. Dort schlich Geldern mit einer jungen Dame am Arm um eine Ecke und blickte sich scheu um. Der Rechtsanwalt war als der Vogel, dessen Namen er trug, dargestellt; in dem Schnabel hielt er einen unglücklichen Klienten. Holm blickte vergnügt aus einem ganz schief gebauten und dem Einsturz nahen Hause. Sand war als Kinderwärterin, die ein halb erwachsenes Kind auf dem Arme trug, gezeignet, und Conti stellte einen Fuchs dar, dessen Rute in einem mächtigen Pinsel bestand. Unter jedem Bilde befand sich ein kurzer Vers.

Ein Ruf der freudigen Ueberraschung rang sich von aller Lippen. Mit Jubel wurden die einzelnen Bilder betrachtet.

„Conti, famos! famos! Sie haben sich selbst übertroffen!“ rief Trappe, der selbst durch den Maler mit diesen Bildern, die derselbe schnell aufgehängt hatte, überrascht war.

„Diese köstliche Idee müssen wir sofort mit einem Glase Sekt feiern, ehe wir zu der Bescherung schreiten. Geldern bezahlt den Sekt. Es ist die gerechte Strafe für ihn, da er auf dem Bilde den Satzungen unseres

Klubs untreu geworden ist. Die Bowle wird uns Philippi nachher präsentiren."

Er bestellt sofort einige Flaschen Sekt.

Jubelnd wurde Conti mit den schäumenden Gläsern umringt. Philippi wollte zum Zeichen der völligen Aussöhnung eine kurze Ansprache an ihn halten, aber zu seinem Unglück blieb er mitten in der Rede stecken. Er wiederholte den Satz dreimal, hustete, wurde blutrot, begann zum vierten Male: Und so — Und so —, aber brachte kein Wort mehr hervor.

„Philippi, ich will Ihre Rede beenden," rief Trappe, der mit der Verlegenheit des Apothekers wirklich Mitleid empfand. „Den Anfang habe ich zwar nicht verstanden, aber das schadet nichts, ich fahre trotzdem fort: und so hat Conti uns allen eine köstliche Freude bereitet, weil er in sinniger und meisterhafter Weise den Charakter eines jeden von uns skizzirt hat. Kann er Gelderns verliebte Konstitution besser zeichnen, als wenn er ihn darstellt, wie er mit einem Mägdlein um die Ecke schleicht, liegt nicht in dem schiefen Hause Holms eine treffende Charakteristik seiner ganzen Baukunst? Ist nicht Sands Sorgfalt um unser Pflegekind rührend gezeichnet, giebt es ein besseres Bild des Trappe, wie er einen unglücklichen Klienten schonungslos mit dem Schnabel zermalmt? Hat er nicht Philippis stilles, sehnliches Verlangen, Ihnen eine Bowle zum Besten zu geben, so sinnig ausge-

drückt? Meine Herren, ich bitte Sie, mit mir auf Contis Wohl anzustoßen — aber ein Fuchs bleibt er doch."

Jubelnd klangen die Gläser aneinander, der kleine Apotheker trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn und stieß freudig mit dem Rechtsanwalt an, weil dieser ihm aus der bösen Verlegenheit geholfen hatte.

Es wurde nun zu der Bescherung geschritten. Jeder brachte sein Geschenk und legte es auf dem Tische nieder, da das Los über die Verteilung entscheiden sollte. Die meisten Geschenke waren wirklich sinnvoll gewählt und wertvolle Gaben. Philippi und Geldern hatten offenbar die teuersten beigesteuert.

„Conti, es fehlt noch Ihr Tribut!" rief Holm.

„Baumeister, Conti hat bereits mehr gegeben als wir alle, denn er hat uns durch seine Bilder mit der heitersten Stimmung beschert, und das hätte keiner von uns vermocht," fiel Trappe ein.

Der Maler stand lächelnd da.

„Ein jeder giebt nach seinem Können," sprach er. „Mir hat das Glück noch keine Schätze in den Schoß geworfen, um reiche Geschenke kaufen zu können, für mich muß mein Pinsel eintreten."

Er holte ein Bild, welches unbemerkt in einer Ecke gestanden, hervor und hielt es den Freunden entgegen.

„Ah, ah! Toska — Toska!" riefen alle überrascht.

Das wunderbar getroffene, kindlich ernste Gesicht des Pflegekindes blickte sie mit den großen, trauernden Augen an.

Ueber die soeben noch so übermütig lustige Stimmung zog es wie ein ernster, fast feierlicher Hauch. Die Augen aller waren durch das Bild gefesselt. „Köstlich, köstlich!“ rang es sich halblaut von den Lippen einiger.

Sand eilte zu dem Maler und küßte ihn, ohne ein Wort zu sprechen.

Trappe trat zu Conti und ergriff dessen beide Hände. Mit einer Erregung, die er vergeblich zu verbergen suchte, blickte er ihn an.

„Conti,“ sprach er und seine Stimme zitterte leise, „das ist kein Geschenk mehr, denn Sie haben uns einen Schatz gegeben. Ich kann Ihnen nicht im Namen aller danken, denn dies muß jeder selbst mit Ihnen abmachen, ich kann nur für mich selbst sprechen. Sie haben uns eine Christfreude bereitet, wie ich sie schöner mir nicht denken kann!“

Alle stürmten nun auf den Maler ein, der eine solche Freude kaum erwartet zu haben schien.

„Meine Herren!“ sprach Trappe. „Mit Freuden verzichte ich auf ein Geschenk, aber dieses Bild darf nicht mit verlost werden. Wir alle haben einen gleichen Anteil daran, deshalb muß es uns allen gehören! Wir wollen das Bild unseres Pflegekindes hier in unserm Klubzimmer aufhängen, damit wir

uns an jedem Abend, wo wir hier zusammen kommen, darüber freuen können, und damit es uns immer daran erinnert, die übernommene Verpflichtung getreu zu erfüllen."

Alle waren mit diesem Vorschlag einverstanden und Trappe beharrte dabei, an der Verlosung nicht teilzunehmen. Und als sie sich zur Tafel setzten, stellte er das Bild so auf, daß jeder es sehen konnte.

Dem Maler wurde das erste Glas gereicht.

„Conti, wie haben Sie es fertig gebracht, dies Bild so treffend zu malen? Hat Toska bei Ihnen gesessen?" fragte Trappe.

„Gewiß!" versicherte der Maler lachend. „Mit einer kleinen Lüge habe ich mich bei Frau Zöllner eingeführt, habe sie für meinen Plan gewonnen und ihr Schweigen erkauft. Ich habe ihr eingeredet, das Bild sei für Sand bestimmt, nun mag der Doktor weiter lügen, um die Frau in dem Glauben zu erhalten, denn mein Wunsch ist erreicht."

Es war ein ungemein heiterer und glücklicher Abend für die sechs ledigen Menschen. Dem kleinen Apotheker war der Wein zu Kopfe gestiegen, seine Augen blickten verschwommen, seine Zunge lallte, aber sein Mut war gewachsen. Er schlug an sein Glas, erhob sich mit Mühe und war fest entschlossen, die Scharte der steckengebliebenen Rede durch eine neue wieder auszuwetzen. Er versicherte mit schwerer,

stockender Stimme, daß Conti sein Freund sei, und wenn er künftig auch noch so sehr durch ihn geärgert werde, so sei er doch sein Freund. Weiter kam er auch diesmal nicht, denn er sank auf den Stuhl zurück.

Aber die Freunde nahmen seine Rede für voll an und tranken lustig auf sein und des Malers Wohl.

Spät — spät in der Nacht kehrten sie heim.

Holm wollte Philippi heimgeleiten, aber Trappe drängte ihn noch zur rechten Zeit zurück.

„Baumeister, Ihre eigenen Grundmauern sind nicht mehr sicher, Ihr ganzer Bau wankt!" rief er lachend. „Ich will meinen kleinen Freund selbst in der Apotheke abliefern, halten Sie sich an Geldern."

Siebentes Kapitel.

An demselben Abend saß, viele Meilen davon entfernt, in einem großen, mit altertümlichen Möbeln geschmückten Zimmer, dicht in Decken eingehüllt, der Oberst Heino von Norden. Sein fast völlig entblößter Schädel war nur nach hinten mit wenig weißem Haar umgeben. Die hohe, hervortretende Stirn, die gebogene Nase, die weißen, buschigen Brauen über den tiefliegenden Augen gaben dem Kopfe einen scharfen, herben Ausdruck. Die festgeschlossenen Lippen umgab ein mürrischer, finsterer Zug.

Eine schwüle, drückende Luft erfüllte das Zimmer. Auf dem Tische brannte eine Lampe, deren Schein durch einen grünen Schirm gedämpft war. In dieses Dämmerlicht waren die grauen Augen des Obersten starr gerichtet. In dem alten, großen Gebäude war es still und von außen drang kein Laut in das Zimmer.

Heino von Norden litt schwer an der Gicht. Schon seit Wochen war er in kein Bett mehr gekommen, Tag und Nacht brachte er sitzend in dem großen Lehnstuhle zu. Die Krankheit hatte ihn auf seinem Gute überrascht und ihn genötigt, dort zu bleiben. Einsam, verlassen saß er da Tag für Tag, denn er hatte in der Umgegend keine Freunde. Durch seine Strenge und Rücksichtslosigkeit hatte er alle, mit denen er hätte verkehren können, abgewiesen, und jetzt fühlte niemand das Verlangen, sich an ihn heranzudrängen. Nur mit seinem Diener, Konrad Bolzen, dessen Frau und einer Dienstmagd wohnte er allein in dem großen und düstern Hause. Dem Arzte, den er anfangs aus der nächsten Stadt hatte kommen lassen, hatte er die Thür gewiesen, weil derselbe ihm nicht so schnelle Linderung seiner Schmerzen verschafft, als er gewünscht hatte. Seitdem weigerte er sich eigensinnig, die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen.

Geraume Zeit hatte er regungslos dagesessen und in das Halbdunkel gestarrt. In Millionen Häusern brannte jetzt der Weihnachtsbaum und freudige Gesichter umstanden denselben, nur zu ihm drang kein Lichtstrahl und kein freundliches Lachen.

Seine Lippen preßten sich noch fester aufeinander, als ob sie dem, was in ihm vorging, den Ausbruch gewaltsam verwehren wollten. Seine abgezehrte Hand griff nach der Klingel, die neben ihm auf dem Tische

stand, und schellte. Niemand erschien. Er schellte heftig zum zweiten Male.

Sein Diener, Konrad Bolzen, ein Mann von einigen vierzig Jahren mit kleinen, stechenden Augen und verschlagenen Zügen, trat in das Zimmer.

„Weshalb bist Du nicht sofort gekommen?“ rief ihm der Kranke mit halb heiserer Stimme entgegen.

„Ich bin sofort gekommen,“ gab der Diener zur Antwort.

„Ich habe zweimal geschellt!“

„Ich habe es nur einmal gehört.“

„Du lügst!“ schrie der Oberst zornig auf und schleuderte die Klingel nach dem Diener, der jedoch auf solche Geschosse schon vorbereitet war und demselben geschickt auswich, so daß die Klingel an die Thüre flog.

„Heb die Klingel auf!“ fuhr der Oberst erbittert fort. „Bring sie hierher. Ist der Bote, den ich zur Stadt gesandt habe, noch nicht zurück?“

„Er ist soeben gekommen.“

„Weshalb bringst Du mir die Briefe nicht?“

„Er hat keine mitgebracht.“

„Weshalb nicht?“ fuhr der Oberst heftig heraus.

„Es sind keine angekommen. Er hat zweimal auf der Post nachgefragt.“

Der Kranke richtete den Kopf empor, starr blickte er den Diener an.

„Gar keinen?“ fragte er.

„Keinen."

Der Oberst sank bei dieser Antwort schwer enttäuscht in den Lehnstuhl zurück.

„Fort — fort!" rief er und machte mit der Hand eine heftige, abweisende Bewegung.

Der Diener verließ das Zimmer.

Wieder blickte der Kranke regungslos, starr vor sich hin.

„Kein Brief," hallte es in ihm wieder, und die Ungeduld hatte ihn den Boten nach der Stadt senden lassen, um den Brief früher zu erhalten.

Finster zogen sich seine weißen, buschigen Brauen zusammen. Seine Tochter sandte ihm an dem Tage, an dem er früher alles aufgeboten hatte, sie zu erfreuen, nicht einmal wenige Zeilen, und doch wußte sie, daß er krank war. Unzählige Male hatte sich ihm der Gedanke aufgedrängt, daß sein Liebling, dem er so große Opfer gebracht, ein kaltes, selbstsüchtiges Herz besitze, gewaltsam hatte er ihn stets zurückgewiesen — jetzt konnte er nicht mehr zweifeln.

Wenn Ulrike ihn wirklich liebte, so würde sie längst zu ihm geeilt sein, um ihn zu pflegen, aber sie schrieb ihm nicht einmal. Er war sich bewußt, durch seine Schroffheit und Rücksichtslosigkeit viele zurückgestoßen zu haben, allein gegen seine Tochter war er nie schroff gewesen, er hatte stets alles aufgeboten, um ihre Wünsche zu erfüllen.

Und sein Herz nahm sie auch jetzt noch in Schutz,

indem er sich einzureden suchte, daß Ulrike erst seit ihrer Verheiratung eine andere geworden sei. Er liebte seinen Schwiegersohn Baron Eugen von Tetzlaff nicht, und es that ihm wohl, alle Schuld auf ihn bürden zu können

Der Baron war fast in allem das Gegenteil des Oberst. Er war ein Lebemann mit außerordentlich liebenswürdigen Manieren und sehr leichtem Blute. Vergnügen und Genuß war für ihn der Zweck des Lebens und alles, was diesem Zwecke nicht entsprach, ließ ihn vollständig kalt. Ein Egoist der schlimmsten Art, dachte er stets nur an sich, und er wäre nicht imstande gewesen, sich ein Vergnügen zu entsagen, wenn er das Leben von zwanzig Menschen dadurch hätte retten können. Was kümmerten ihn andere, wenn dieselben seinen Zweck und seinen Wünschen nicht dienten? Alle Schwärmer für ein edles Ziel, alle die, welche für eine gute Sache ein Opfer brachten, hielt er für Narren; denn das Gefühl des Mitleids, die Teilnahme an fremdem Geschicke hatte er nie empfunden; er begriff sie deshalb nicht.

Sein väterliches Vermögen hatte er in ziemlich kurzer Zeit vergeudet und das kleine Erbgut seiner Familie durch die Verlegenheit gedrängt verkauft Es hatte ihn dies nicht einmal schmerzlich berührt, denn er fühlte nicht das geringste Verlangen, das Gut, welches so lange Jahre in dem Besitz seiner Familie

gewesen war, für seine Nachkommen zu erhalten. Ohnehin war ihm der Aufenthalt auf dem Gute stets langweilig gewesen, da all seine Neigungen ihn zu den Vergnügungen der Großstadt hinzogen.

Er war ein sehr befähigter Kopf und hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, sein Urteil über Kunst und Literatur war scharf und geistreich, aber beide interessirten ihn nur soweit, als sie imstande waren, ihn zu unterhalten. Den Sommer pflegte er mit seiner Frau auf Reisen und den Winter regelmäßig in der Residenz zuzubringen.

Er besaß einen Sohn, einen hübschen Knaben von jetzt vierzehn Jahren, aber mit wirklicher, zärtlicher Liebe hatte er nie auf denselben geblickt. Er hatte ihn gern und freute sich, daß derselbe kräftig heranwuchs und ein hübscher Mann zu werden versprach, aber sich in seinem Leben und seinen Vergnügungen irgendwie durch denselben beschränken zu lassen, war ihm nie in den Sinn gekommen. Seitdem der Knabe die Schule besuchte, hatte er ihn in einer guten Pension untergebracht.

Eugen von Tetzlaff hatte, nachdem er sein Vermögen verzehrt, nur von dem Reichtum des Obersten gelebt, und dieser hatte ihm stets reichlich gegeben, weil er den Bitten seiner Tochter nicht widerstehen konnte.

Was Ulrike am meisten an ihren Mann fesselte,

das waren die gleichen Neigungen, das gleiche leichte Blut und eine gewisse Uebereinstimmung in ihren Empfindungen. Tetzlaff war vielleicht leichtsinniger, sie berechnender. Er hatte für Kunst und Literatur eine gewisse Empfindung, sie war zu hochmütig, um denselben irgend welche Anerkennung zu zollen, sie blickte sogar mit Geringschätzung auf dieselben. Dies war ihr freilich durch ihren Vater anerzogen, denn derselbe hatte über Horsts Studien stets gespottet und nur höhnend von seinem gelehrten Sohne gesprochen.

Dies alles fuhr dem Oberst in seiner verbitterten Stimmung durch den Kopf hin. Die schmerzhafte Krankheit hatte ihn gereizter und unduldsamer gemacht. Seine Tochter schien ihn vergessen zu haben, trotz all der Opfer, die er ihr gebracht. Vielleicht lebte er für sie und ihren Mann zu lange. Unwillkürlich drängte sich ihm die Frage auf, ob Horst auch so gehandelt haben würde. Er dachte noch immer nicht ohne Groll an den Sohn, und doch mußte er sich gestehen, daß derselbe viel edler gehandelt. Hatte derselbe nicht die That, die er selbst schwer bereut, die langen Jahre hindurch geheim gehalten? Konnte er dies aus einem andern Grunde gethan haben, als um ihm eine Schmach zu ersparen?

Er hatte sich durch die That und das Schweigen seines Sohnes gewissermaßen als Schuldner desselben

gefühlt, und dieser auf ihm lastende Druck war nicht geeignet gewesen, ihn versöhnlicher zu stimmen. Jetzt erschien ihm das alles anders. Zum ersten Male tauchte die Empfindung in ihm auf, daß er unrecht an seinem Sohne gehandelt habe. Und wenn die Aehnlichkeit desselben mit dem jungen Gelehrten, den seine Frau geliebt, mehr als ein Wahn gewesen wäre, hätte dann den Knaben eine Schuld getroffen? Er war nicht imstande gewesen, die Abneigung gegen das Kind zu überwinden, aber wie viel Glück hatte er durch diesen Wahn vernichtet!

Er fuhr mit der Hand über die Stirn hin, um diese Gedanken zu verscheuchen, sie kehrten wieder. Alte Erinnerungen tauchten in ihm auf. War er denn bereits so schwach geworden, daß er das, was hinter ihm lag, nicht mehr bannen konnte? Er hatte dies ja früher gekonnt! Hatte nicht sein Sohn durch seine Verheiratung Schmach auf seinen Namen gehäuft? Hatte nicht dessen ganzes Leben im Widerspruche mit seinen eigenen Anschauungen gestanden? Er wollte sich in den alten Groll wieder hineinleben, es gelang ihm nicht.

Eine innere Unruhe erfaßte ihn. Es war ihm, als ob in dem Halbdunkel Gestalten langsam emporstiegen — seine Frau — sein Sohn! Er gehörte nicht zu den Charakteren, die sich fürchten, aber ein unheimliches Gefühl erfaßte ihn. In der ärmsten

Hütten brannten die Lichter am Tannenbaum; wo es Kinder gab, ertönte auch Jubel, und um ihn herrschte die Stille wie im Grabe. Hatte er nicht auch Kinder? Horst hatte ihn verlassen. Hatte nun auch seine Tochter sich von ihm abgewandt? Stand er ganz allein da?

Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Es schien auf seiner Brust eine Last zu liegen, welche mit jeder Minute schwerer und drückender wurde. Er wollte schellen — was sollte ihm der Diener? Konnte er die Vergangenheit auslöschen? Konnte er die Gestalten, die immer wieder in seiner Erinerung auftauchten, vernichten?

Von innerer Angst getrieben, stieß er die Decken von sich und erhob sich mühsam an einem Krückstocke. Die Schmerzen der gichtgeschwollenen Füße empfand er kaum. Langsam wankte er durch das Zimmer hin. Die Fenster gingen nach dem Parke hin, von ihnen aus konnte er das kleine Haus, in welchem der alte Gärtner Urban wohnte, erblicken. Was war das? Die Fenster des kleinen Hauses waren erhellt, die Lichter eines Christbaums schimmerten ihm entgegen.

Er glaubte sich zu täuschen und fuhr mit der Hand über die Augen hin. Der Alte, der dort allein wohnte, zählte mehr Jahre als er selbst, er stand allein da und hatte sicherlich nicht daran gedacht,

für sich einen Christbaum anzuzünden. Er täuschte sich nicht.

Mühsam schleppte er sich zum Tische zurück und schellte heftig. Der Diener trat ein.

„Ist der Alte dort zum Kinde geworden, daß er sich selbst einen Christbaum anzündet?“ fragte er heftig.

„Sein Sohn ist gestern heimgekehrt und der hat einen kleinen Baum aufgeputzt, weil Christabend ist,“ gab der Diener zur Antwort.

„Sein Sohn?“ wiederholte der Oberst. Er erinnerte sich kaum, daß der Alte einen Sohn gehabt hatte.

„Ja es ist sein jüngster, der noch nachkam, als seine beiden Töchter bereits erwachsen waren,“ fuhr Konrad fort. „Er ist auch Gärtner geworden und drei Jahre in der Fremde gewesen.“

„Wo?“ fragte der Kranke, indem er sich leise stöhnend wieder in dem Sessel niederließ.

„An vielen Orten, weit von hier. Ich habe ihn heute gesprochen und er kann viel erzählen, denn er hat viel gesehen. Bald ist es ihm gut, und bald schlecht ergangen.“

„Erzähle,“ rief der Kranke, indem er die Decken, welche der Diener ihm wieder um die Beine geschlagen hatte, höher hinaufzog. Es war ihm, als ob es in

ihm ruhiger werde, wenn er einen andern sprechen hörte.

„Es steckt etwas unruhiges Blut in ihm, deshalb ist er viel umher gekommen,“ fuhr Konrad fort. „Die Orte, an denen er Arbeit gefunden hat, kenne ich zum Teil nicht einmal dem Namen nach. Es giebt ja so viele Orte. Vor einigen Monaten war er in Bergheim“ — er hielt unwillkürlich inne.

„Weshalb erzählst Du nicht weiter?“ fiel der Kranke ein, dem das plötzliche Stocken auffiel. „Weiter!“

Der Diener zögerte.

„Er hat dort bei einem einfachen Gärtner längere Zeit gearbeitet,“ sprach er dann und hielt aufs neue inne.

„Weshalb fährst Du nicht fort? Was war dort?“ rief der Oberst.

Der Diener blickte scheu seinen Herrn an, derselbe erschien ihm indessen ruhiger, als er ihn seit langer Zeit gesehen. Trotzdem wich er etwas zurück, ehe er fortfuhr.

„Bei dem Gärtner hat ein Gelehrter mit seinem Kinde gewohnt, dem ist es sehr schlecht ergangen, denn er ist kränklich gewesen und ist dann auch gestorben.“

In den Augen des Kranken zuckte es auf.

„Weshalb erzählst Du mir dies?“ rief er.

Konrad zögerte mit der Antwort.

„Sprich!“ befahl der Oberst mit heftigem Tone

„Weil der Gelehrte sich Horst Norden genannt hat und der Sohn des alten Urban erzählt, er habe dem jungen Herrn sehr ähnlich gesehen, der — der —“

„Welchem jungen Herrn?“ rief der Oberst, sich in dem Sessel halb emporrichtend.

„Unserm jungen Herrn,“ entgegnete der Diener halblaut.

Der Kranke war in den Sessel zurückgesunken, seine Brust atmete schneller und schwerer.

„Thorheit — Wahnsinn! Mein Sohn —!“ rief er. „Geh — geh! Es ist Wahnsinn!“

Der Diener entfernte sich.

Der Oberst rang schwer nach Atem. Der Gedanke, daß er seinem Sohne unrecht gethan habe und daß doch noch eine Versöhnung möglich sei, war in ihm aufgetaucht, und wenn er auch noch keine feste Gestaltung gewonnen, so hatte er doch ein Gefühl der Beruhigung hinterlassen, und nun kam die Nachricht, daß sein Sohn tot sei. Tot — tot! rief es in ihm. Zu spät jede Sühne! Zu spät, um ein Unrecht, das an ihm zu nagen begann, wieder gut zu machen! Er wollte an der Nachricht zweifeln, er rief sich zu: Es ist noch nichts bewiesen — nichts! Und doch tönte es laut in ihm: Tot! tot!

Die Nacht brach herein, kein Schlaf kam auf die Augen des Kranken. Es war eine lange, bange Nacht,

in der jede Minute sich endlos auszudehnen schien. Und immer dasselbe unheimliche Halbdunkel in dem Zimmer und immer dieselben quälenden Gedanken, die er nicht mehr mit einem höhnenden Lachen verscheuchen konnte wie früher.

Die Nemesis schien heranzurücken, mit grinsenden Zügen starrte sie ihn an. Ihn fröstelte und scheu blickte er zur Seite, als befürchte er, in das Antlitz seines toten Sohnes zu sehen. Er wollte dem Diener schellen und doch ließ er die Hand, welche er bereits nach der Glocke ausgestreckt hatte, wieder niedersinken — denn konnte der Diener auslöschen, was hinter ihm lag, konnte er die nagende Erinnerung in ihm vernichten?

Es war eine lange Nacht. Wohl brach endlich der Morgen herein, aber nahm der neue Tag fort, was auf ihm lastete? Es dämmerte noch, als in dem nahen Dorfe die Glocke zum Frühgottesdienste rief. Das Läuten klang so ernst und mahnend, ihm war es, als ob jeder Ton schmerzend in sein Ohr dringe.

Er schellte dem Diener und befahl ihm, den Sohn des Gärtners zu rufen.

Kaum zehn Minuten später trat ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren in das Zimmer. Es war Heinrich Urban, der Sohn des alten Gärtners.

Prüfend ließ der Kranke das Auge auf ihm ruhen; er erinnerte sich, ihn vor Jahren gesehen zu haben.

„Sie sind in Bergheim gewesen?“ sprach der Oberst, indem er den Eingetretenen näher zu sich heranwinkte. „Erzählen Sie.“

„Ja, ich habe dort ein halbes Jahr lang gearbeitet,“ gab der Gefragte schüchtern zur Antwort.

„Bei wem?“ fiel der Kranke ein, für dessen Ungeduld die Erzählung zu langsam ging.

„Bei einem einfachen Gärtner, der ganz abgeschieden vor dem Thore der Stadt wohnte. Es war keine gute Stellung, aber ich nahm sie doch an, und als ich mich einmal gewöhnt hatte, blieb ich länger, als meine Absicht gewesen war, denn der Gärtner war ein braver Mann, obschon es ihm nicht besonders erging, denn der Boden seines Gartens war schlecht — derselbe erforderte doppelte Arbeit und gab doch kaum einen halben Ertrag.“

„Das kümmert mich nicht, das will ich nicht wissen,“ unterbrach der Kranke ihn ungeduldig. „Wer wohnte bei ihm?“

„Ein armer Gelehrter Namens Horst Norden mit seinem Kinde. Es war ein schlanker, vornehm aussehender Mann mit blassem Gesicht. Er war sehr kränklich und ich habe ihn auch nur zweimal gesehen, als er langsam durch den Garten hinschritt.“

„Wie alt war er?“ fiel der Oberst aufs neue ein.

„Vielleicht achtunddreißig Jahre; er schien älter auszusehen, als er war.“

„Und das Kind?“

„Es war zwölf Jahre alt, ein hübsches Mädchen mit feinen Zügen. Ich habe das Kind oft gesehen, es war meistens auffallend still und ernst.“

„Woher wissen Sie, daß der Mann ein Gelehrter war?“

„Der Gärtner sagte mir, daß er den ganzen Tag über Büchern sitze und schreibe.“

„Und woraus schließen Sie, daß er arm war?“

„Er hatte eine sehr dürftige Wohnung und lebte noch einfacher als der Gärtner, der jeden Pfennig hüten mußte.“

„Sie haben Konrad erzählt, daß der Mann gestorben sei.“

„Ja, er starb im Herbste. Er hatte schon wochenlang an einem Brustübel krank darniedergelegen, da starb er und wurde auf dem Kirchhofe in Bergheim begraben.“

„Und das Kind?“

„Der Arzt, der den Kranken behandelt hatte, nahm es mit sich und so viel ich weiß, ist es in der Stadt untergebracht.“

Der Kopf des Kranken hattte sich mehr und mehr geneigt. Die Augen blickten starr vor sich hin. So saß der Oberst geraume Zeit und schien ganz vergessen zu haben, daß er nicht allein war. Die

Furchen in seinem alten Gesicht schienen sich immer tiefer und tiefer zu graben.

Endlich erhob er den Kopf wieder und blickte den Sohn des alten Gärtners an.

„Sie haben Konrad gesagt, der Gelehrte habe Aehnlichkeit mit — mit meinem Sohne gehabt?“ fragte er.

„Ja. Ich war zwar noch ein Kind, als ich den jungen Herrn zum letzten Male sah, dennoch glaubte ich, ihn sofort wiederzuerkennen.“

„Haben Sie dies dort — in Bergheim erzählt?“

„Ich glaube nicht.“

„Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“ fragte der Oberst.

„Gern!“

„Reisen Sie nach Bergheim und suchen Sie zu erforschen, was aus dem Kinde geworden ist. Fragen Sie bei dem Gärtner nach, ob er nicht irgend eine Zeile von der Hand des — des Mannes, der sich Horst Norden nannte, besitzt, aber Sie sollen zu niemand — zu niemand darüber sprechen, daß ich Sie sende, Sie sollen niemand sagen, wer Horst Norden war. Ich werde, wenn Sie verschwiegen sind und meinen Auftrag klug ausführen, Sie reich belohnen — Sie sollen außerdem die Stelle Ihres Vaters erhalten, wenn es Ihnen hier nicht zu still ist.“

„Herr Oberst, ich werde alles ausführen, wie Sie es wünschen," versicherte Heinrich.

„Sie müssen heute noch abreisen, sofort, denn es liegt mir daran, daß Sie so schnell wie möglich zurückkehren. Sie sagen hier niemand, selbst Ihrem Vater nicht, wohin Sie reisen."

Der Kranke nahm aus der Schublade des Tisches an seiner Seite eine Rolle mit Goldstücken.

„Hier — hier!" fuhr er hastig fort. „Dies ist zur Bestreitung der Reisekosten. Sparen Sie das Geld nicht, wenn Sie etwas dadurch erreichen können. Ich will genau wissen, wo das Kind ist, wie es ihm ergeht. Forschen Sie nach seinem Namen."

„Es heißt Toska. So wurde es von den Kindern des Gärtners genannt," gab Heinrich zur Antwort.

„Forschen Sie nach, ob der Name richtig ist. Mein Wagen soll Sie zur nächsten Eisenbahnstation bringen, sagen Sie Konrad, daß der Wagen bereit gehalten wird, und nun fort — fort! Wenn Sie sich nicht unnötig Zeit gönnen, können Sie in wenigen Tagen zurück sein."

Heinrich verließ das Zimmer.

Der Kranke sank in dem Sessel zusammen. Die Erregung hatte auf seinem blaßgrauen Gesicht eine leichte Röte hervorgerufen, aber jetzt war er ruhiger

geworden. Und dies schien nicht allein die Folge der Abspannung zu sein — er hoffte, die Härte gegen seinen Sohn noch sühnen zu können.

Kurze Zeit darauf rollte der Wagen, der Heinrich zur Stadt brachte, über das Pflaster des Gutshofes.

Achtes Kapitel.

Die Weihnachtstage schwanden ungemein still dahin. In das graue, düstere Herrenhaus drang kein Hauch dieses Freudenfestes. Der Oberst erhielt erst am zweiten Feiertage einen Brief seiner Tochter, derselbe verstimmte ihn indessen noch mehr. Ulrike schrieb nur wenige Zeilen und bat um Geld. Kaum daß sie zu der Frage nach seinem Befinden Zeit fand.

„Ich schreibe in Hast," fügte sie hinzu. „An Eugen sind mehrere größere Ausgaben herangetreten und ich befürchte, daß ihm Unannehmlichkeiten bevorstehen, wenn er nicht bald Geld erhält."

Der Oberst durchlas den Brief noch einmal. Er täuschte sich nicht, kein Wort der Liebe klang ihm aus den flüchtigen Zeilen entgegen. Ueber sein durchfurchtes Gesicht glitt ein spöttisches Lächeln und ruhig legte er den Brief zur Seite. Der Gedanke, daß

seinem Schwiegersohne Unannehmlichkeiten erwachsen könnten, berührte ihn nicht unangenehm. War er denn verpflichtet, dem üppigen Leben desselben Vorschub zu leisten? Jahrelang hatte er seiner Tochter zuliebe die größten Opfer gebracht, die reichen Einnahmen seiner großen Besitzung gestatteten dieselben, aber war er dazu verpflichtet?

Und eins drängte sich ihm auf, woran er früher nie gedacht hatte. Der hochmütige Sinn seines Schwiegersohnes und seiner Tochter fühlte sich nicht verletzt, wenn sie ihn immer und immer wieder um Geld ersuchten, und sein Sohn hatte gedarbt und war in Armut gestorben, ohne sich ein einziges Mal an ihn gewandt zu haben. Das konnte nicht Trotz gewesen sein, denn ihn verwischen die Jahre und beugt die Not, das war ein Gefühl des Stolzes gewesen.

Nach wenigen Tagen erhielt er einen zweiten Brief seiner Tochter. Sie machte ihm sogar Vorwürfe, weil er ihre Bitte nicht erfüllt. Wohl fragte sie nach seinem Befinden, aber kein Wort der Besorgnis klang aus ihren Zeilen, kein Gefühl des Mitleids, und doch wußte sie, daß er allein dalag und nur auf die Hilfe seines Dieners angewiesen war.

„Mein Mann hat sogar die Gefälligkeit eines Freundes in Anspruch nehmen müssen — es ist ihm sehr peinlich,“ fügte Ulrike hinzu.

Der Kranke lachte laut und erbittert auf, als er diese Worte las. Er wollte seiner Tochter schreiben, daß ihr Mann die peinliche Lage sich habe ersparen können, wenn er sein Vermögen nicht vergeudet oder wenn er sich eine Stellung errungen hätte, die ihn in den Stand gesetzt, für sich selbst zu sorgen. Schnell gab er diesen Entschluß wieder auf und warf den Brief auf den Tisch, dort mochte derselbe unbeantwortet liegen.

Am Abend des folgenden Tages kehrte der Sohn des alten Gärtners von seiner Sendung zurück. Der Kranke ließ ihn sofort zu sich rufen.

„Welche Botschaft bringen Sie mir?“ rief der Oberst ihm mit fieberhafter Ungeduld zu, als er ins Zimmer trat.

„Ich hoffe, Ihren Auftrag gewissenhaft erfüllt zu haben,“ gab Heinrich zur Antwort.

„Sprechen Sie — sprechen Sie!“ drängte der Kranke, den Kopf vorbeugend, damit ihm kein Wort entgehe.

„Ich suchte, als ich in Bergheim angelangt war, zuerst den Gärtner auf, bei dem ich gearbeitet. Derselbe empfing mich sehr freundlich und teilte mir ohne Weigern mit, was er von dem Toten wußte.“

„Er erzählte, wie still und eingeschränkt der stets kränkelnde Mann gelebt und wie er unzertrennlich von seinem Kinde gewesen sei. Ein junger Arzt, der

Doktor Sand, habe sich seiner während der letzten Zeit seines Lebens sehr angenommen. Ihn habe der Kranke wenige Stunden vor seinem Tode in seinem Testament zum Vormunde des Kindes ernannt und der Arzt habe dasselbe in der Stadt bei einer Witwe untergebracht."

Ohne ihn zu unterbrechen, hatte der Oberst zugehört.

„Haben Sie das Kind gesehen?" fragte er dann.

„Ja. Es sah wohler aus als früher und war auch besser gekleidet."

„Sieht es seinem Vater ähnlich?"

„Ja. Es hat die gleichen Augen."

Der Oberst schwieg einen Augenblick.

„Fragte der Gärtner nicht, weshalb Sie nach dem allen forschten?" sprach er dann.

„Doch. Ich wich seiner Frage aus, lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand und er war zu unbefangen, um die Frage noch einmal zu wiederholen."

„Haben Sie keine Zeile von der Hand meines Sohnes?"

„Der Gärtner besaß nichts mehr, aber er hatte noch mehrere Bücher, in denen der Name Horst Norden geschrieben stand. Eins habe ich mitgebracht."

„Zeigen Sie!" rief der Oberst und streckte ungeduldig die Hand aus.

Er empfing ein Buch und schlug es hastig auf. Es war eine philosophische Abhandlung. Doch was kümmerte ihn der Inhalt, auf dem Titelblatte stand oben geschrieben „Horst Norden“ und dieser Name war von der Hand seines Sohnes geschrieben.

Seine Hand, welche das Buch hielt, zitterte leise; sein Auge ruhte auf den wenigen Buchstaben und es war ihm, als ob ein ernstes, ruhiges Gesicht aus denselben zu ihm blicke.

Regungslos saß er da.

„Gehen Sie — gehen Sie!“ rief er dann. „Ich werde Sie morgen belohnen.“

Heinrich verließ das Zimmer.

In sich zusammengesunken saß der Kranke da, das Buch ruhte auf seinen Knieen. Längst vergessene Bilder tauchten vor seinem Geiste auf und traten mahnend vor ihn hin. Langsam strich er mit der abgezehrten Hand über die Stirn, als ob er damit die Bilder hätte zurückdrängen können. Er wußte, daß das, was ihn einst gegen seinen Sohn eingenommen hatte, ein Wahn gewesen war, und sein heißes, leidenschaftliches Blut hatte sich durch denselben lange Jahre beherrschen lassen. Sein eigenes Glück hatte er vernichtet, das Leben seiner Frau war diesem Wahne zum Opfer gefallen, und sein Sohn —?

Seine Brust rang schwer nach Atem.

Noch einmal tauchte der alte Groll in ihm auf.

Er wollte sich losreißen von diesen quälenden Gedanken, er schleuderte das Buch in das Zimmer und wollte aufspringen, um der geängstigten Brust Luft zu verschaffen.

Kraftlos sank er zurück. Und die Reue bemächtigte sich des Kranken und Wehrlosen. Ohne Mitleid rief sie ihm ins Ohr: Du hast deinen Sohn verstoßen und enterbt, im Elend ist er gestorben. Du hast nur für deine Tochter in deinem Herzen einen Platz gehabt und sie lohnt deine Liebe nicht! Verzweiflungsvoll bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen. Er hätte laut — laut aufschreien mögen, seine fest aufeinander gepreßten Lippen ließen keinen Ton hindurch.

So saß er geraume Zeit da. Als seine Hände endlich ermattet niedersanken, war er ruhiger geworden.

Langsam erhob er sich und schleppte sich zum Schreibtisch. Er empfand kaum, wie sehr die kranken Füße ihn schmerzten. Mit erregt zitternder Hand schrieb er und schrieb. Dann faltete er das Schreiben zusammen, drückte mit dem Ringe, den er am Finger trug, ein Siegel darauf und schrieb darüber: „Nachtrag zu meinem Testament. Heino von Norden.“

Seine Kraft war erschöpft. Kaum gelang es ihm noch, dem Diener zu schellen, der ihn zum Sessel

zurückführte. Die Füße schmerzten ihn heftig und doch war er ruhiger und seine Brust atmete leichter.

Früh am folgenden Tage sandte er seinen Wagen zur Stadt, um den Amtsrichter und Gerichtssekretär zur Entgegennahme des Nachtrages zu seinem Testament, welches er schon vor Jahren auf dem Gericht niedergelegt hatte, zu holen.

Um die Mittagszeit traf der Amtsrichter mit dem Gerichtssekretär ein, empfing das Testament, verschloß es mit zwei Gerichtssiegeln und nahm über die Annahme der letztwilligen Verfügung des Obersten ein Protokoll auf, in welchem die vollkommene Verfügungsfähigkeit des Oberst Heino von Norden beglaubigt und die gerichtliche Versiegelung des übergebenen Testaments bestätigt war. Dann las er das Protokoll dem Kranken vor und ließ ihn dasselbe unterschreiben.

Die Hand des Kranken zitterte nur leise, als er seinen Namen unterzeichnete, seine Schrift war sicher, deutlich.

„Hat das Testament nun volle Giltigkeit?“ fragte der Oberst.

„Gewiß!“ versicherte der Amtsrichter. „Nur Sie selbst können es ändern.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach der Kranke und bat den Amtsrichter, sich im Nebenzimmer zu erfrischen.

Eine ungewöhnliche Ruhe hatte sich seiner bemächtigt, die am meisten dem Diener auffiel, der

durch den heftigen und unzufriedenen Sinn des Kranken nur zu oft gelitten hatte. —

Einige Tage später erhielt der Oberst eine Depesche von seiner Tochter, in der sie ihm ihren Besuch ankündigte und zugleich bat, einen Wagen zur Stadt zu schicken, um sie von dort holen zu lassen.

Der Oberst hielt die Depesche in der Hand und über sein Gesicht glitt ein leises, spöttisches Lächeln. Er wußte, weshalb seine Tochter kam — sie wollte Geld holen, denn auf ihre beiden Briefe hatte er nicht geantwortet. Er gab Befehl, daß zwei Zimmer für den Besuch in Ordnung gesetzt und durchheizt wurden und daß der Wagen zur rechten Zeit zur Stadt fuhr.

Einige Stunden später kehrte der Wagen aus der Stadt zurück, rollte schnell über den Gutshof und hielt vor der Thür des alten Herrenhauses. Der Diener eilte herbei und öffnete die Wagenthür.

Ulrike stieg aus. Es war eine große, blendende Erscheinung, dicht in einen wertvollen Pelz gehüllt.

Auf den sich tief verbeugenden Diener warf sie kaum einen flüchtigen Seitenblick.

„Ist ein Zimmer für mich geheizt?“ fragte sie.

„Gewiß, gnädige Frau,“ gab Konrad zur Antwort.

„Bringen Sie meinen Koffer dorthin, der Kutscher hat ihn in Verwahrung,“ fuhr Frau von Tetzlaff fort,

indem sie langsam die zum Eingange führenden Stufen emporstieg.

In der Thür zögerte sie einen Augenblick. „Wie ergeht es meinem Vater?“ fügte sie fragend hinzu.

„Es ist nur geringe Besserung in seinem Leiden eingetreten,“ bemerkte der Diener.

„Melden Sie ihm meine Ankunft. Ich werde zu ihm eilen, sobald ich mich von der Reise etwas erholt habe,“ befahl die Frau.

Sie trat in die für sie in Bereitschaft gesetzten Zimmer. Die Frau des Dieners, Sophie, war zu ihrer Unterstützung herbeigeeilt, mit stolzer Handbewegung wies sie deren Hilfe zurück und warf den Pelz ab.

Schüchtern fragte die Dienerin, ob die gnädige Frau eine Erfrischung wünsche.

„Wenn ich etwas wünsche, werde ich es sagen,“ gab Ulrike kurz zur Antwort. „Jetzt wünsche ich allein zu sein.“

Die Dienerin zog sich zurück.

Frau von Tetzlaff schritt in dem Zimmer auf und ab, ihre leicht zuckenden Lippen verrieten eine heftige innere Erregung. Sie galt mit Recht für eine schöne Frau, aber in ihren regelmäßig geformten Zügen lag ein kalter Ausdruck. Die scharf geschnittenen Lippen verrieten einen entschlossenen und berechnenden Charakter.

Sie war seit Jahren nicht in dem Vaterhause gewesen, aber die Stätte, an der sie ihre Jugendjahre verlebt, schien nicht das geringste Interesse für sie zu besitzen, sonst würde sie an das Fenster getreten sein und einen Blick in den Park geworfen haben. Fehlte demselben auch der grüne und lachende Schmuck des Sommers, so wäre doch jeder Baum in ihm imstande gewesen, Jugenderinnerungen in ihr zu erwecken.

Ein spöttischer Zug umspielte ihren Mund, als ihr Auge über die Einrichtung des Zimmers hinglitt. Ihre Salons waren freilich mit mehr Luxus ausgestattet, diese alten Möbel erschienen ihr fast ärmlich.

Es war nicht zu warm im Zimmer und doch öffnete sie das Fenster, weil die Luft ihr drückend erschien. In ihr gärte es und sie wollte dies gewaltsam zurückdrängen, um ruhig zu erscheinen. Sie goß aus einem Flacon einige Tropfen auf ihr Taschentuch und fuhr mit demselben über Stirn und Augen hin. Dann trat sie vor den Spiegel. Flüchtig ordnete sie ihr Haar. Der ganze Unwille, der sie zu dieser Reise gezwungen, leuchtete ihr aus ihrem Gesicht entgegen, aber sie fühlte, daß sie denselben beherrschen und verbergen müsse. Sie zuckte, als ob sie über sich selbst spotte, leicht mit der Schulter. Dann verließ sie das Zimmer, um sich zu ihrem Vater zu begeben.

Eine schwüle Luft drang ihr entgegen, als der

im Vorgemach harrende Diener ihr die Thür öffnete. Unwillkürlich zögerte sie einen Augenblick, dann trat sie rasch ein, eilte auf ihren im Lehnstuhle sitzenden Vater zu und küßte ihn auf die Stirn.

„Wie geht es dir?“ fragte sie.

„Schlecht — schlecht,“ gab der Oberst zur Antwort. „Hier sitze ich nun schon seit Wochen, Tag und Nacht und wer weiß, wie lange ich noch so sitzen muß!“

„Die Besorgnis hat mich zu dir getrieben,“ fuhr Ulrike fort. „Mein Mann würde mich begleitet haben, aber er fühlte sich unwohl.“

„Weshalb Besorgnis?“ fragte der Kranke und blickte zu der über ihn Gebeugten auf. „Mein Leiden ist sehr schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Es gehört nur viel Geduld dazu, hier stets allein zu sitzen.“

„Ich war besorgt, weil ich auf meine Briefe keine Antwort erhielt,“ sprach Ulrike.

In dem Gesicht des Oberst zuckte ein leises Lächeln.

„Das Schreiben wird mir beschwerlich,“ bemerkte er.

„Konntest du mir nicht durch einen andern Nachricht geben lassen?“

„Ich hätte dir nur mitteilen können, daß es immer noch so ist, wie es schon seit Wochen gewesen ist. Ehe der Sommer kommt, rechne ich kaum auf Besserung

und es ist noch lange bis dahin! Doch setze dich — dort — mir gegenüber. Es ist lange her, daß ich dich nicht gesehen habe."

Ulrike rückte einen Stuhl herbei und ließ sich nieder.

„Ich würde längst zu dir gekommen sein, aber es war mir nicht früher möglich," sprach sie.

„Ich begreife es," fiel der Kranke ein. „Im Winter drängt in der Residenz eine Gesellschaft die andere — hier ist es freilich um so stiller. Ich habe seit Wochen keinen fremden Menschen gesehen."

„Ist es nicht möglich, daß du dich bis zur Stadt bringen läßt?"

Der Kranke schüttelte mit dem Kopfe.

„Nein," entgegnete er. „Glaubst du, daß meine Schmerzen dort geringer sein würden?"

„Du würdest mehr Zerstreuung haben."

„Zerstreuung!" wiederholte der Oberst und es klang aus seiner Stimme ein erbitterter Ton. „Vielleicht wäre sie mir noch unangenehmer als meine jetzige Einsamkeit."

Ulrike fühlte den kalten Ton ihres Vaters.

„Es ist heiß hier," sprach sie, mit dem feinen Taschentuch über die Stirn hinfahrend.

„Die Temperatur eines Krankenzimmers," entgegnete der Oberst. „Die Wärme allein bringt mir einige Linderung. Auf frische Luft muß ich verzichten, ich

sehne mich auch nicht danach. Doch du wirst von der Reise ermüdet sein, wenn du Verlangen fühlst, dich zu erholen" —

„Nein — nein!" fiel Ulrike hastig ein. Sie mußte mit ihrem Vater sprechen — wozu sollte sie dies hinausschieben. „Ich bin nicht ermüdet. Mich hat wohl der Gedanke, daß es dir schlechter ergehe, geängstigt — das ist jetzt gottlob vorüber. Ich hatte in beiden Briefen eine Bitte ausgesprochen, du hast mir nicht darauf geantwortet."

„Eine Bitte?" wiederholte der Kranke, als ob sein Gedächtnis schwach geworden wäre. „Was meinst du?"

„Ich bat dich um Geld — Eugen war in peinliche Verlegenheit geraten — ich schrieb dir, daß er sogar genötigt war, die Gefälligkeit eines Freundes in Anspruch zu nehmen, und ich bin überzeugt, daß dies peinliche Gefühl die Ursache seines Unwohlseins ist."

„Das würde mir leid thun," bemerkte der Kranke lächelnd, indem sein Auge auf dem Gesichte seiner Tochter ruhte. „Ich begreife nur nicht, wie er in Verlegenheit geraten konnte"

„Er hatte unerwartete Ausgaben."

„Wodurch?"

Ulrike schwieg auf diese Frage.

„Durch das Spiel?“ fuhr der Oberst fort.

„Ich weiß es nicht — es ist möglich, denn in den Kreisen, in welchen er verkehrt, wird hoch gespielt und er kann sich dem nicht entziehen, das wirst du mir selbst zugestehen.“

„Kind, ich bin nicht berechtigt, deinem Manne Vorschriften zu machen,“ gab der Kranke zur Antwort „Weshalb soll er nicht hoch spielen, wenn seine Mittel ihm dies gestatten.“

Er betonte das Wort „seine“ besonders scharf.

Der stolzen Frau war dies nicht entgangen, sie preßte die Lippen aufeinander. Ihre Finger zupften an den Spitzen des Schnupftuches, als ob sie dieselben zerreißen wollten.

„Ich habe nicht gesagt, daß er gespielt hat, sondern ich habe nur die Möglichkeit ausgesprochen,“ fuhr sie fort. „Du selbst kennst das Leben in der Residenz zur Genüge, die Kreise, auf welche wir durch Eugens Namen und Stellung angewiesen sind, erfordern große Opfer.“

„Gewiß. Es fragt sich nur, ob die Mittel deines Mannes diese Opfer gestatten! Doch das ist nicht meine Sache.“

Ulrikens Augen zuckten, flüchtig glitt ihr Blick über ihren Vater hin. Sie hatte nie solche Worte von ihm vernommen und begriff dieselben deshalb nicht. Sie zitterte vor Erregung, aber sie beherrschte

sich. Ueber die Stimmung ihres Vaters konnte sie nicht in Zweifel sein, und sie war zu klug, um sich nicht zu sagen, daß dieselbe nicht auf einer augenblicklichen Laune beruhte.

„Du hast meine Bitte also absichtlich nicht erfüllt?“ fragte sie mit leise bebender Stimme.

„Gewiß,“ gab der Kranke ruhig zur Antwort. „Hier in meiner Abgeschiedenheit habe ich ja Zeit, alles, was ich thue, reiflich zu überlegen.“

Ulrikens Brust rang nach Atem, sie kämpfte schwer mit sich. Ihre Augen blickten starr vor sich hin.

„Willst du mir nicht den Grund mitteilen?“ fragte sie.

„Natürlich, denn ich würde dies ohnehin gethan haben. Wenn du unbefangener wärst, hättest du dir den Grund freilich selbst sagen können. Dein Mann besitzt von seinem Vermögen längst nichts mehr, Ihr habt seit Jahren nur aus meiner Tasche gelebt und ich habe stets ohne Weigern gegeben. Wenn man aber nur von dem Gelde eines andern lebt, von ihm also abhängig ist, so sucht man seine nobeln Passionen einzuschränken, das hat dein Mann nicht gethan. Er hat auch nie den Versuch gemacht, sich um irgend eine Stellung zu bewerben. Worin hat seine Beschäftigung seit Jahren — so lange ich ihn kenne, bestanden?“

Ulrike hatte sich erhoben, sie schritt im Zimmer auf und ab, um ihre Erregung zu beherrschen.

„Was soll er thun?“ warf sie ein. „Soll er sich vielleicht um die Stelle irgend eines geringen Beamten bewerben?“

„Du weißt selbst, daß ich daran nicht denke,“ fuhr der Oberst fort. „Es giebt in der Diplomatie und im Verwaltungsfache Stellen, die seinen Namen nicht schänden, und an Verbindungen fehlt es ihm nicht. Hat er je den Versuch gemacht?“

„Nein. Ich würde ihm auch entschieden abgeraten haben,“ gab Ulrike trotzig zur Antwort.

„Weshalb?“ fragte der Kranke.

Ulrike schwieg.

„Weshalb?“ wiederholte der Oberst noch einmal.

„Weil ich unmöglich glauben kann, du wünschest, daß der Mann deiner Tochter eine abhängige Stellung einnehme. Eugen würde dies nie thun.“

Der Kranke schüttelte langsam mit dem Kopfe, dann lachte er halblaut wie zu sich selbst auf.

„Jeder Minister ist abhängig, jeder General und unter den Generalen befinden sich Grafen und Prinzen!“ rief er. „Ist dein Mann von mir nicht noch mehr abhängig, als er es von irgend einem Vorgesetzten sein würde?“

Ulrike antwortete nicht, geringschätzend zuckte sie mit der Schulter.

Dem Kranken entging dies nicht und es trug nicht dazu bei, ihn milder zu stimmen.

„Du schweigst,“ bemerkte er.

„Was soll ich antworten?“ rief die stolze Frau mit zuckenden Lippen. „Du hast uns bis jetzt diese Abhängigkeit, wie du es nennst, nie fühlen lassen, ohne Grund machst du sie uns plötzlich zum Vorwurf. Ich würde jedem deiner Worte zustimmen, wenn die Ausgaben, die wir dir verursachen, dir irgend ein Opfer auferlegten. Dies kann ich nicht glauben, denn die Erträgnisse deiner Besitzung sind bedeutend.“

„Du hast recht, mir habe ich kein Opfer auferlegt, denn meine Bedürfnisse sind gering und erfordern nicht den zwanzigsten Teil von dem, was ich dir jährlich gegeben habe. Ich hätte dies nicht thun sollen, es war eine Schwäche, aber daraus kann mir niemand einen Vorwurf machen, daß ich diese Schwäche endlich erkannt habe.“

Ulrike blieb vor ihrem Vater stehen und suchte in dessen Augen zu lesen.

„Ich fasse dich nicht,“ sprach sie. „Du selbst giebst zu, daß das, was du für mich gethan hast, kein Opfer für dich gewesen ist. Du hast mir einen Teil von dem, was einst mein werden wird, vorausgegeben und wir sind dir deshalb stets zu Dank verpflichtet gewesen.“

Der Oberst lächelte, er dachte daran, wie wenig

seine Tochter sich während seiner Krankheit um ihn bekümmert hatte.

„Ich hatte ein Recht, dir das zu geben, denn so lange ich lebe, kann ich über mein Eigentum frei verfügen,“ entgegnete er „Aber du bist im Irrtum, nach meinem Tode wird meine Besitzung nicht dein alleiniges Eigentum.“

Ulrike stutzte.

„Bin ich nicht deine Erbin?“ rief sie.

„Gewiß, aber du hast noch einen Bruder!“

Die stolze Frau trafen diese Worte fast wie ein Blitz. Aber nur für einen flüchtigen Augenblick ließ sie sich durch dieselben schrecken. Sie wußte ja, daß ihr Vater ihren Bruder nie geliebt, seit langen Jahren hatte er den Namen desselben nie ausgesprochen, sie wußte, daß er ein Testament zu ihren gunsten gemacht hatte, und sie selbst hatte an den Bruder kaum noch gedacht, derselbe war verschollen — für sie tot.

„Ich hatte einen Bruder,“ entgegnete sie, sich aufrichtend. „Für mich ist er tot, denn er hat sich losgesagt von meinem Vater — ich glaubte, er sei auch für dich tot.“

„Wer sagt Dir, daß er sich von mir losgesagt hat?“ rief der Oberst. „Und wenn er es gethan hätte, muß ich deshalb dasselbe thun?“

„Was weißt du von Horst?“ fragte Ulrike. „Hat er dir geschrieben? Bist du mit ihm ausgesöhnt?“

„Laß — laß!“ wies der Kranke diese Frage zurück. „Ich würde dies gar nicht berührt haben, wenn du nicht wissen müßtest, daß ich auch noch gegen ein zweites Kind Pflichten habe. Sage dies deinem Manne, damit er endlich daran denkt, für sich selbst zu sorgen, denn meine Kasse wird nicht mehr in gleicher Weise wie bisher für ihn geöffnet sein.“

„Du willst uns deine Unterstützung entziehen?“ fragte Ulrike.

„Nicht entziehen, aber einschränken.“

Ueber das stolze Gesicht der Frau von Tetzlaff zuckte ein erbittertes Lächeln.

„Dann wirst du den Mann deiner Tochter zwingen, Schulden zu machen!“ sprach sie.

„Ich werde ihn zwingen?“ wiederholte der Oberst unwillig. „Ich darf erwarten, daß du mir solchen ungerechten Vorwurf ersparst. Mache denselben deinem Manne. Oder besitzt derselbe vielleicht eine Berechtigung, auf meine Kosten ein üppiges Leben zu führen? Es ist leicht, aus anderer Tasche zu leben, ob es besonders ehrenwert ist, weiß ich nicht.“

„Vater, an die Ehre meines Mannes darf niemand tasten — auch du nicht!“ rief Ulrike heftig. „Ich bin stolz darauf, seine Frau zu sein und seinen Namen zu führen —“

„Still — still!“ unterbrach der Kranke seine Tochter. „Wenn ich die Hand schließe, dann wird

auch dein Stolz erschüttert werden, denn von dem Namen würdet Ihr nicht lange leben können. Versucht es, wenn Ihr glaubt, mich Lügen strafen zu können! Haha! Ich weiß, wer bald sehr kleinlaut zu mir zurückkehren wird."

„Ich nicht!" rief Ulrike heftig aufbrausend und eilte fort aus dem Gemach.

Der Oberst richtete sich im Sessel empor, er wollte der Forteilenden ein heftiges Wort nachrufen, denn der aufbrausende Ton hatte ihn verletzt. Mit halblautem, erbitterten Lachen sank er in den Sessel zurück und es war ihm, als ob seine Tochter keinen Platz mehr in seinem Herzen habe. —

Ulrike schritt, als sie in ihrem Zimmer angelangt war, erregt in demselben auf und ab. Es stürmte gewaltig in ihrem Innern und sie stand obenein vor einem Rätsel. Was hatte die Veränderung, welche mit ihrem Vater vorgegangen war, hervorgerufen? Daß sie selbst ihm wenig Liebe entgegengebracht hatte, fiel ihr nicht ein, denn sie war nie anders gewesen. Er selbst hatte sie verwöhnt.

Was war geschehen, daß ihr Vater von ihrem Bruder sprach, dessen Namen er seit langen Jahren nicht genannt, den er nie geliebt? War der Verschollene wieder aufgetaucht? Hatte er verstanden, das Verlorene in dem Herzen seines Vaters wieder zu ge-

winnen, oder hatte der Kranke den fast Vergessenen nur erwähnt, um sie zu ängstigen?

Sie wollte das letztere glauben, aber Zweifel drängten sich ihr auf. Gab es kein Mittel, um Gewißheit zu erlangen? Sie mußte klar sehen, denn ihre Zukunft hing davon ab. Vielleicht war der Diener ihres Vaters imstande, ihr Aufklärung zu geben. Ihr Stolz sträubte sich gegen diesen Weg, aber die Besorgnis, daß ihr Vater ihrem Manne wirklich die Mittel versagen könne, stieg zu drohend vor ihr auf. Was sollten sie beginnen, wenn diese Quelle versiegte?

Sie trat zum Tische und schellte heftig.

Sophie trat ein.

„Ich wünsche den Diener meines Vaters zu sprechen,“ rief sie der Eingetretenen zu.

Wenige Minuten später erschien Konrad.

Ulrike schwankte, als sie dem verschlagenen Blicke des Dieners begegnete, sie raffte sich zusammen.

„Wie lange stehen Sie im Dienste meines Vaters?“ fragte sie.

„Länger als fünfzehn Jahre.“

„Ich hatte einen Bruder — haben Sie denselben gekannt?“ fuhr die stolze Frau fort. Es wurde ihr schwer, diese Worte hervorzubringen.

„Gewiß, gnädige Frau. Ich erinnere mich des

jungen Herrn noch sehr genau. Er war ein stiller, freundlicher Herr, aus dessen Munde ich nie ein hartes Wort gehört habe.“

Ulrike machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, denn es war nicht ihre Absicht, das Lob dessen zu vernehmen, der jetzt ihr Recht zu schmälern drohte.

„Haben Sie nie wieder etwas über ihn gehört?“ fragte sie.

Der Diener zögerte einen Augenblick mit der Antwort; er schien zu überlegen.

„Nie,“ sprach er dann.

„Wissen Sie, ob er meinem Vater geschrieben hat?“ fuhr Ulrike fort. „Es liegt mir daran, zu erfahren, ob er noch lebt,“ fügte sie gleichsam zur Begründung ihrer Frage hinzu.

„Er hat nicht geschrieben. Die Briefe, welche der Herr Oberst empfängt, gehen sämtlich durch meine Hände und ich erinnere mich der Handschrift des jungen Herrn sehr genau.“

„Es kann ein anderer geschrieben haben.“

„Das weiß ich nicht,“ gab der Diener zur Antwort.

Ulrike schwieg einen Augenblick.

„Ist in der letzten Zeit ein Fremder bei meinem Vater gewesen?“ fragte sie dann.

„Niemand. Wir leben hier so still, als ob wir abgeschieden wären von aller Welt.“

Ulrike schien noch eine Frage an den Diener richten zu wollen, aber sie wandte sich ab und gab ihm ein Zeichen, sie zu verlassen.

Erschöpft ließ sie sich nieder.

Der Abend brach herein. Die Dienerin trat ein, zündete Licht an und trug das Abendessen auf.

Frau von Tetzlaff schien dies kaum zu bemerken, regungslos saß sie da. Die Speisen rührte sie kaum an, nur einige Glas Wein trank sie hastig. Sie überlegte, ob sie noch einmal zu ihrem Vater gehen sollte — sie konnte es nicht, denn seine Worte hatten sie zu sehr verletzt.

Es war spät in der Nacht, als sie sich zur Ruhe legte, aber dennoch kam kein Schlaf in ihre Augen, denn die Besorgnisse um ihre Zukunft peinigten sie.

Konrad meldete ihr am folgenden Morgen, daß der Oberst sie vor ihrer Abreise noch zu sprechen wünsche.

„Vor meiner Abreise?“ wiederholte Ulrike.

„So lautet der Auftrag des Herrn Oberst,“ entgegnete der Diener und entfernte sich, da Ulrike ihm den Rücken zukehrte, um ihre Erregung zu verbergen.

Es war ihr fester Entschluß gewesen, noch am Morgen abzureisen, aber sie hatte dies noch nicht ausgesprochen. Ihr Vater konnte dies nicht wissen,

aber es schien ihm daran gelegen zu sein, daß sie sich so schnell wie möglich entfernte. Klang nicht aus seinem Auftrage der Wunsch, von ihrer Anwesenheit befreit zu sein? War dieser Auftrag überhaupt nötig gewesen? Würde sie ihm nicht ohnehin vor ihrer Abreise Lebewohl gesagt haben?

Erbittert preßte sie die Lippen aufeinander. War dies nicht ein Fortweisen aus dem Vaterhause?

Ohne sich zu beruhigen, begab sie sich zu ihrem Vater. In ihrer Erregung vergaß sie sogar den Morgengruß.

„Du wünschest mich zu sprechen," sprach sie mit leise bebender Stimme. „Es scheint dir daran zu liegen, daß ich bald abreise."

„Mir?" fragte der Kranke. „Ist es wirklich Deine Absicht gewesen, länger hier zu bleiben? Du weißt, das dies Haus groß genug ist, aber ich konnte nicht annehmen, daß du meinetwegen gekommen bist. Ich befürchtete, daß du, wie du mich gestern ohne Nachtgruß verlassen hast, heute auch ohne Abschiedsgruß abreisen könntest."

Die stolze Frau nagte mit den Zähnen an der Lippe.

„Ich würde es nicht gethan haben," entgegnete sie.

„Um so besser," fuhr der Kranke fort. „Du warst gestern sehr erregt, worüber, weiß ich nicht. Daß ich auch gegen mein zweites Kind — gegen deinen

Bruder gerecht sein will, dürfte dich eigentlich nicht erbittern. Ich habe während der Nacht Zeit gehabt, alles noch einmal in Ruhe zu erwägen. Ich will nicht hart gegen dich sein, denn dich trifft für die Fehler deines Mannes nicht die Schuld, obschon du sie zu sehr in Schutz nimmst. Ich habe für die Zeit meines Lebens — sie wird vielleicht nicht allzu lang mehr sein — eine feste Summe bestimmt, die ich dir jährlich geben will. Darüber hinaus gebe ich nichts. Es ist freilich weniger, als du bisher erhalten hast, Ihr könnt davon leben, aber dein Mann muß verschiedene seiner nobeln Passionen aufgeben. Ich habe dieselben auch nie ausgeübt, obschon meine Mittel sie gestattet hätten. Hier ist die Summe für dieses Jahr — ich wiederhole, für dieses Jahr."

Er streckte die Hand nach einem auf dem Tische neben ihm liegenden Päckchen aus und hielt dasselbe seiner Tochter entgegen.

Ulrike zögerte, das ihr Dargebotene anzunehmen. Der Stolz bäumte sich mächtig in ihr auf. Ihre Lippen zuckten, um ihrem Vater entgegenzurufen: Sie wolle kein Almosen von ihm! Zur rechten Zeit noch beherrschte sie sich, denn sie durfte dessen Zorn nicht wachrufen.

Mit zitternder Hand empfing sie das Päckchen.

„Ich danke dir," sprach sie, aber diese Worte klangen fast wie ein Hohn. Weshalb war sie nicht

reich, um ihrem Vater das Geld vor die Füße werfen zu können!

Dem Obersten entging ihre Erregung nicht.

„Sage deinem Manne, was ich dir gesagt habe, daß diese Summe für das ganze Jahr bestimmt ist,“ bemerkte er. „Er hat mir keinen Gruß gesandt, ich brauche deshalb auch dir einen solchen nicht aufzutragen.“

Ulrike stand regungslos da. Es stürmte und gärte so viel in ihr und sie mußte es in sich verschließen. Ihre Brust rang nach Atem.

„Wirst du gestatten, daß ich deinen Wagen bis zur Stadt benutze?“ fragte sie.

Der Oberst fuhr heftig auf, da diese Frage ihm wie ein Hohn erschien.

„Bin ich je kleinlich gegen dich gewesen?“ rief er. „Was soll diese Frage? Geh — geh! Du hast vergessen, wie viel Gutes ich dir erwiesen habe!“

Ulrike schien doch zu fühlen, daß sie zu weit gegangen war.

„Leb wohl“ sprach sie und streckte ihrem Vater die Hand entgegen.

„Geh!“ wiederholte der Kranke heftig und wandte das Gesicht ab.

Frau von Tetzlaff verließ das Zimmer und kaum eine halbe Stunde später rollte der Wagen, der sie zur Stadt brachte, über den Hof des Gutes.

Neuntes Kapitel.

Der Frühling war gekommen. Er hatte auch über die große Residenz ein frisches, blumiges Gewand geworfen. In den Gärten blühten die Tulpen und Hyazinthen, an den Sträuchern und Bäumen sproßte das erste Grün und aus den Gewächshäusern waren die Kübel mit den Lorbeer- und Orangenstämmen ins Freie gebracht.

Auf der Hauptstraße des parkartigen Waldes vor der Stadt fuhr Wagen hinter Wagen — es fand die erste Corsofahrt statt und alles, was die Residenz an Hochgestellten und Reichen aufzuweisen hatte, schien sich hinausgesehnt zu haben in den warmen, erfrischenden Sonnenschein. Die prächtigsten Gespanne und reichsten Toiletten marschirten hier gleichsam zur Parade auf und es war der sonnige, duftende Früh-

lingstag, der auf allen Gesichtern eine leise Röte der freudigen Stimmung hervorrief. Die Bekannten nickten sich grüßend zu, die Damen winkten manchen halbverstohlenen Gruß mit den Fächern und die Größen der Börsenwelt saßen so selbstbewußt in ihren Kutschen zurückgelehnt, als wäre es für sie etwas Leichtes, ein Stück blauen Himmel und Sonnenschein zu erkaufen.

In der unabsehbaren Reihe der Wagen befand sich auch ein Wagen, in welchem Ulrike mit ihrem Gatten saß. Die Wangen der hübschen Frau von Tetzlaff waren leicht gerötet, sie schien Vergnügen zu finden an der sonnigen Spazierfahrt und grüßte die Bekannten mit freundlichem Nicken, während ihr Mann ernst, gelangweilt in einer Ecke des Wagens lehnte und nur dann und wann flüchtig den Hut lüftete.

„Du bist verstimmt,“ wandte sich Ulrike an ihren Gatten.

„Gewiß. Wundert dich dies so sehr?“ gab der Baron zur Antwort, ohne sein langes, blasses Gesicht seiner Frau zuzuwenden.

„Worüber?“ fragte Ulrike.

„Du fragst noch, während die Antwort so nahe liegt,“ fuhr Eugen von Tetzlaff fort. „Ist es dir ganz entgangen, daß Bürgerliche und Lieutenants mit eigenen Kutschen an dem Corso teilnehmen, während wir in einem elenden Mietgeschirr fahren.“

„Unser Wagen giebt den übrigen an Eleganz nichts nach,“ bemerkte Ulrike.

„Ein Mietwagen! Es ist der letzte Corso, an dem ich in der Weise teilnehme,“ sprach der Baron. „Es ist freilich der Wille deines Vaters, daß wir uns einschränken, ich mag wenigstens meinen Namen in solcher Einschränkung nicht zur Schau tragen.“

„Eugen, die wenigsten wissen, daß es nicht unser Wagen ist“, warf Ulrike leise ein.

„Und wenn es zehn wissen, so ist es für mich demütigend genug,“ gab der Baron ärgerlich zur Antwort. „Suche doch nicht dich selbst zu betrügen. Wir drängen uns in einen Kreis hinein, für den unsere Mittel nicht ausreichen. Haha! Dein Vater hat uns ja eine bestimmte Summe ausgesetzt, wie man einem Knaben in der Pension ein Taschengeld bestimmt. Es ist richtig, derselbe kann sogar sparen, wenn er nichts ausgiebt, aber wenn er sich einen einzigen lustigen Abend verschaffen will, so geht das Taschengeld eines halben Jahres zum Teufel! Und wir können nichts sparen. Ich erscheine mir wie eine Köchin, die des Sonntags im seidenen Kleide ausgeht und sich nun einbildet, eine feine Dame zu sein. Am Montage steht sie wieder in der Küche und ich muß mich morgen fragen, ob ich das Geld zu einer Spazierfahrt übrig habe!

Ulrike antwortete nicht.

Der Corso war beendet und der Baron von Tetzlaff gab dem Kutscher mit kurzen Worten Befehl, zu seiner Wohnung zu fahren. Er wußte wohl daß die Mehrzahl seiner Bekannten verabredet hatten, nach dem Corso sich im Offizierkasino zu treffen, er war nicht in der Stimmung, sich an heiterer Gesellschaft zu beteiligen, denn das Geld, welches Ulrike von ihrem Vater erhalten hatte, war bis auf einen geringen Rest ausgegeben, und wenn es ihm auch nicht an Leichtsinn fehlte, so hatte sich ihm doch schon seit Tagen die Frage aufgedrängt: Was nun? Er kannte den starren Sinn des Obersten und hoffte nicht, denselben beugen zu können. Wohl verschaffte ihm sein Name und der Name seines reichen Schwiegervaters für einige Zeit Credit, aber wenn derselbe erschöpft war, so trat dieselbe Frage: Was nun? wieder an ihn heran.

In dieser Stimmung langte er in seiner Wohnung an. Er begab sich auf sein Zimmer. Verstimmt schritt er in demselben auf und ab. Die Sonne neigte sich kaum zum Untergange, vor ihm lag ein langer Abend und der Gedanke, wie er denselben hinbringen sollte, peinigte ihn. Eine ernste Beschäftigung hatte er nie in seinem Leben kennen gelernt, für ihn waren selbst die gewöhnlichen Vergnügungen langweilig, denn seine zerrütteten Nerven bedurften einer be-

sondern Anregung Die hatte er meist im Spiel gefunden.

Der Diener trat ein und überreichte ihm eine Depesche. Langsam erbrach er dieselbe, sein mattes Auge leuchtete auf, als er einen Blick hineinwarf.

„Endlich!“ rief er, und eine freudige Erregung drängte das Blut in seine blassen Wangen. „Endlich!“ wiederholte er noch einmal.

Die Depesche, welche von dem Gutsinspektor seines Schwiegervaters abgesandt war, lautete: „Heute morgen zehneinhalb Uhr ist der Herr Oberst Heino von Norden an einem Herzschlage plötzlich verschieden. Ich darf wohl Ihrer Ankunft entgegensehen, damit die nötigen Anordnungen getroffen werden.“

Eugen von Tetzlaff wollte sofort mit der Botschaft zu Ulrike eilen, da erst dachte er daran, daß diese die Nachricht doch vielleicht anders als er auffassen könne, denn der Gestorbene war ihr Vater.

Erst nach einiger Zeit begab der Baron sich zu seiner Frau und überreichte ihr die Depesche. Ulrike zuckte doch erschreckt zusammen und erbleichend sank sie auf einen Stuhl.

„Ulrike, ich glaubte nicht, daß die Nachricht dich so sehr überraschen werde, da dein Vater schon seit langer Zeit erkrankt ist,“ sprach der Baron.

Die Angesprochene antwortete nicht, starr blickte sie vor sich hin.

„Ich fasse den Tod wie eine Erlösung von seinen Leiden auf,“ fuhr Tetzlaff fort. „Das Leben, welches mit so vielen Schmerzen verbunden war, konnte ihm keine Freude mehr gewähren.“

Ulrike erhob sich langsam.

„Ich dachte nicht an ihn, sondern an mich,“ sprach sie. „Als ich ihn zum letzten Male sah, bin ich in Unfrieden von ihm gegangen, und nun ist dies ein Abschied für immer gewesen! Das liegt schwer auf mir!“

„Du thust dir unrecht und ich bin fest überzeugt, daß dein Vater nicht mehr daran gedacht haben wird. Du mußt das Geschehene mit Fassung ertragen. Meine Anwesenheit auf Nordhof wird nötig sein, es ist dort viel zu regeln, ich werde deshalb noch heute Abend abreisen, um es morgen frühzeitig zu erreichen.“

„Ich begleite dich,“ warf Ulrike ein.

„Ich möchte dir die Aufregung und Beschwerde der Reise ersparen; vielleicht kannst du in kurzer Zeit nachkommen.“

„Nein, ich begleite dich, denn ich will selbst den Schein meiden, als ob der Unwille, mit dem ich meinen Vater verlassen habe, in mir noch nachwirke. Das Gut ist jetzt mein — unser Eigentum, und ich will an den Bestimmungen über unsere Zukunft teilnehmen.“

Der Baron war durch den Tod des Obersten in eine zu freudige Stimmung versetzt, um dem Wunsche

seiner Frau entgegenzutreten, so gern er auch allein gereist wäre, um vorläufig freie Hand zu haben.

„Ich will deinem Wunsche nicht entgegentreten, aber bitte, dich nicht zu sehr aufzuregen," entgegnete er. „Wenn wir das Gut morgen früh erreichen wollen, so dürfen wir freilich keine Minute Zeit verlieren. Ich werde sofort telegraphiren, daß der Wagen uns morgen früh erwartet, in einer Stunde müssen wir zur Abreise fertig sein. Was deine Trauertoilette anbetrifft, so werde ich Auftrag geben, daß dir das Nötige nachgesandt wird, du brauchst dich deshalb nicht zu bemühen."

Er verließ seine Frau. Auf seinem Zimmer angelangt, schrieb er die Depesche und einige Zeilen an ein Modegeschäft, mit deren Besorgung er den Diener beauftragte, dann schritt er in heiterster Stimmung auf und ab. Er hatte zu dem Obersten nie Zuneigung besessen und empfand über den Tod desselben auch nicht die geringste Trauer, derselbe erfüllte ihn sogar mit Freude, und da er allein war, hatte er keinen Grund, dieselbe zu verbergen.

Seine Gedanken eilten weiter und er beschäftigte sich mit der Frage, ob er die große Besitzung, die nun sein Eigentum wurde, verwalten lassen oder verkaufen sollte. Das letztere sagte ihm mehr zu, denn er erhielt dadurch die Mittel, um alle seine Wünsche zu befriedigen.

Ulrike trat endlich in sein Zimmer, um ihn daran zu erinnern, daß es Zeit zur Abreise sei. Der Wagen, der sie zum Bahnhofe bringen sollte, war durch den Diener bereits besorgt. —

Es war ein klarer, frischer Morgen, als sie auf der letzten Station angelangt waren und den Wagen bestiegen, der sie nach Nordhof bringen sollte. Auf Ulrikens Wunsch wurde der Wagen zurückgeschlagen, obschon die Luft kühl war. Fröstelnd breitete der Baron eine Decke über sich, die schlaflose Nacht hatte seine heitere Stimmung etwas herabgestimmt.

Die Gegend, durch welche sie fuhren, bot wenig Anziehendes. Felder und Wiesen, auf denen kaum ein frisches Grün sproßte. Die Frühlingssonne hatte hier noch wenig Einfluß ausgeübt. Der Wald, der aus der Ferne schimmerte, war grau. Zudem war der Weg schlecht und der Wagen mußte oft langsam fahren, so ungeduldig Tetzlaff den Kutscher auch antrieb.

Endlich wurde das Gut sichtbar, das alte, graue Herrenhaus lag vor ihnen. Dasselbe war ihnen nie so unfreundlich erschienen, wie ausgestorben lag es da und der Baron zuckte unwillkürlich bei dem Gedanken, daß er hier leben müsse, zusammen.

„Es ist entsetzlich öde hier,“ sprach er. „Kein Strauch grünt, es ist mir, als ob die Sonne hier nie warm und freundlich scheinen könne!“

Ulrike antwortete nicht. Sie dachte an ihre Jugend,

in der sie glückliche Tage hier verlebt hatte. Damals hatte sie geglaubt, in der schönsten Gegend der ganzen Erde zu leben.

Der Wagen langte vor dem Herrenhause an. Der Inspektor und der Diener standen vor dem Hause zum Empfange bereit. Tetzlaff erwiderte den Gruß derselben flüchtig.

„Willst du mir die Vorbereitungen zum Begräbnis allein überlassen?" fragte er, als er seiner Frau beim Verlassen des Wagens behülflich war.

Ulrike zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Ja," entgegnete sie dann. „Ich hoffe, du wirst nicht vergessen, daß es mein Vater ist."

„Es bedarf dieser Mahnung nicht," versicherte der Baron, geleitete sie zu den für sie in Bereitschaft gesetzten Zimmern und wandte sich dann an den Inspektor, um von ihm über den Tod seines Schwiegervaters Näheres zu erfahren.

„In dem Gichtleiden des Herrn Obersten war in der letzten Zeit eine erhebliche Besserung eingetreten, und wir gaben uns alle der Hoffnung hin, daß dasselbe ganz schwinden werde," berichtete der Inspektor. „Da wurde ich gestern Morgen hierher gerufen. Ich fand den Herrn auf dem Sofa liegend mit verzerrtem Gesichte. Auf meine Frage, wie es ihm ergehe, erhielt ich keine Antwort, obschon ich aus seinem Blicke erkannte, daß er meine Frage gehört hatte. Ohne

Zögern sandte ich einen Boten zur Stadt, um den Arzt zu holen. Schon nach einer halben Stunde zuckte der Kranke plötzlich auf, dann sank sein Kopf zurück, er war tot. Als der Arzt kam, konnte er nur noch bestätigen, daß der Herr Oberst an einem Herzschlage gestorben sei."

„Sind Sie bis zum letzten Augenblicke bei meinem Schwiegervater geblieben?" forschte der Baron.

„Ja. Ich habe das Zimmer nicht verlassen, bis der Arzt erschien."

„Hat der Kranke vor seinem Tode kein Wort mehr gesprochen?"

„Nein. Er bewegte einige Male die Lippen, als wenn er sprechen wollte, er schien jedoch kein Wort mehr hervorbringen zu können. Zu dem Bilde des jungen Herrn, welches der Diener vor einigen Monaten dort aufhängen mußte, erhob er mehrere Male das Auge."

„Das wird Zufall gewesen sein, denn er war mit seinem Sohne seit langen Jahren zerfallen," fiel der Baron ein.

„Ich weiß es nicht," bemerkte der Inspektor.

„Liegt der Tote noch in seinem Zimmer?"

„Nein. Ich habe ihn in das Gartenzimmer bringen lassen."

„Weshalb?"

„Weil ich sein Wohnzimmer, in dem sein Schreib-

tisch stand, verschließen wollte, denn in diesem Tische bewahrte er seine Wertsachen auf."

„Ist der Schreibtisch nicht verschlossen?"

„Gewiß, ich habe sofort die Schlüssel zu mir genommen."

„Wo sind sie?"

Der Inspektor überreichte die Schlüssel.

„Haben Sie den Schreibtisch geöffnet?" fragte Tetzlaff.

„Nein, denn dazu hatte ich kein Recht."

„Sie wissen also nicht, was er enthält?"

„Nein."

„Bitte, öffnen Sie mir das Zimmer. Ich werde Sie nachher in Ihrer Wohnung aufsuchen, um die nötigen Vorbereitungen zum Begräbnisse mit Ihnen zu beraten."

Der Baron trat in den Raum, in welchem der Oberst gestorben war. Dort stand noch der Lehnstuhl, in welchem der Kranke so manchen Tag und so manche Nacht gesessen. Tetzlaff ließ kaum das Auge darüber hingleiten, in seinem blassen, verlebten und nervösen Gesichte war nicht der geringste Zug einer schmerzlichen Empfindung zu entdecken. Er eilte zum Fenster und riß dasselbe auf, denn in dem Zimmer war eine dumpfe Luft.

Dann trat er an den Schreibtisch und öffnete denselben. Mit hastiger, leise zitternder Hand zog er

mehrere Schubladen auf, seine Augen blickten unruhig suchend. Er fand Geld und barg einen Teil desselben in seiner Brieftasche, aber er schien mehr erwartet zu haben, denn er zuckte unwillig mit der Schulter.

Hastig suchte er nach Papieren, welche ihm Aufklärung über das Vermögen des Obersten geben sollten. Er erwartete ein erhebliches Vermögen vorzufinden, denn er hatte die Einnahmen der allerdings großen Besitzung stets überschätzt und nie in Anrechnung gebracht, wie viel er seit Jahren erhalten hatte.

Verstimmt verschloß er den Schreibtisch und begab sich zu der Wohnung des Inspektors, ohne nach seiner Frau zu sehen. In kurzer, befehlender Weise ordnete er die Vorkehrungen zu dem Begräbnisse an. Er hatte während der Nachtfahrt Zeit genug gehabt, alles zu überlegen.

„Ich habe unter den Papieren meines Schwiegervaters nicht die geringste Aufzeichnung über seine Einnahmen und Ausgaben gefunden,“ sprach er dann. „Wissen Sie darüber Näheres?“

„Nein. Das Wirtschaftsbuch des Gutes und dessen Erträgnisse habe ich stets geführt und mit dem Herrn Oberst Abrechnung gehalten, so oft er es wünschte,“ gab der Inspektor zur Antwort.

„Bitte, legen Sie mir das Hauptbuch vor,“ fuhr der Baron fort. „Es liegt mir daran, die Verhältnisse sofort klar zu überblicken.“

Der Inspektor kam dem Wunsche nach.

„Hier ist noch ein zweites Buch, in welchem der Herr Oberst mir über all die Beträge, welche ich ihm übergeben habe, quittirt hat," fügte er hinzu, indem er ein kleineres Buch neben dem Hauptbuche auf den Tisch legte."

Eugen von Tetzlaff ließ sich nieder, um die Bücher, welche mit peinlicher Gewissenhaftigkeit geführt waren, zu prüfen. Er hatte bei seinen Ausgaben nie zu rechnen verstanden, aber er war ein scharfer Kopf, der sich in den Büchern sofort zurecht fand.

„Es sind sämtliche Erträgnisse des Gutes hier aufgeführt?" fragte er, ohne den Blick aus dem Buche zu wenden.

„Gewiß," versicherte der Inspektor, der neben ihm stehen geblieben war. „Jeder Posten ist bis auf den Pfennig genau aufgeführt."

„Die Einnahmen entsprechen der Größe der Besitzung nicht," fuhr der Baron fort.

„Der Herr Oberst ist mit denselben nie unzufrieden gewesen," gab der Inspektor zur Antwort. „Nach meiner Überzeugung läßt sich auch kein größerer Ertrag erzielen, denn ich habe stets den Grundsatz der größten Sparsamkeit befolgt."

„Das mag sein," sprach Tetzlaff, indem er sich langsam und enttäuscht erhob. „Ich habe selbst ein Gut besessen und darf mir deshalb ein Urteil zu-

trauen. Darüber werden wir später sprechen. Noch eins. Sollte mein Schwiegervater außer den Erträgnissen des Gutes keine Einnahmen besessen haben?“

„Ich glaube nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Da der Herr Oberst mir bei der Führung der Wirtschaftsbücher stets volles Vertrauen schenkte und über die Erträgnisse mit mir öfter sprach, so würde er dies mir kaum verschwiegen haben.“

Tetzlaff zuckte ungläubig mit der Achsel.

„Es ist kaum anzunehmen, daß er die Erträgnisse des Gutes stets verbraucht hat, denn er lebte ziemlich einfach,“ bemerkte er.

„Herr Baron, seit einer Reihe von Jahren habe ich im Auftrage des Herrn Obersten fast die gesamten Einnahmen Ihnen übersandt,“ gab der Inspektor zur Antwort.

„Wie?“ rief Tetzlaff und warf den Kopf empor, denn diese Worte berührten ihn sehr unangenehm.

„Sie finden in diesem Buche alles eingetragen, die Postquittungen sind stets beigefügt.“

„Ich werde später Einsicht nehmen,“ fuhr der Baron fort. „Es kam mir heute nur darauf an, einen ungefähren Überblick zu gewinnen, um darnach meine Entschlüsse zu fassen.“

Mit flüchtigem Gruße verließ er die Wohnung des Inspektors.

Eugen hätte laut und erbittert auflachen mögen, als er über den Hof des Gutes hinschritt. Das waren also die Schätze, welche der Oberst hinterlassen hatte! Das war der Reichtum, von dem so viel gesprochen war! Wohl waren die Erträgnisse der großen Besitzung nicht gering, aber sie gestatteten ihm doch kaum ein anderes Leben, als er bisher geführt, und er hatte auf den Tod seines Schwiegervaters so große Hoffnungen gebaut. Jetzt fielen dieselben zusammen wie ein Kartenhaus.

Einen flüchtigen Augenblick lang suchte er sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß die Besitzung nicht tüchtig verwaltet gewesen sei und daß sich ihr größere Einnahmen abgewinnen lassen würden; aber selbst dieser Trost zerfiel, denn er wußte, daß der Oberst ein sehr klarer und scharfrechnender Kopf gewesen war, der dem Inspektor nicht das Vertrauen geschenkt haben würde, wenn er sich auf die Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit desselben nicht fest hätte verlassen können. Er glaubte getäuscht zu sein, und doch hatte er die Täuschung selbst verschuldet, denn der Oberst hatte stets abgelehnt, daß er ein reicher Mann sei.

In dieser Stimmung trat er zu seiner Frau ins Zimmer.

Ulrike lehnte, von der Nachtfahrt angestrengt, in einem Sessel. Forschend richtete sie das Auge auf

den Eingetretenen, der seine Erregung zu verbergen suchte.

„Hast Du meinen Vater gesehen?“ fragte sie dann.

„Nein. Der Anblick Toter ist mir unangenehm, und ich habe auch noch nicht Zeit dazu gehabt, denn die Vorbereitungen zur Beerdigung gestatten keinen Aufschub. Ich hoffe, du wirst mit meinen Anordnungen durchaus einverstanden sein. Sodann habe ich mir einen flüchtigen Überblick über die Vermögensverhältnisse Deines Vaters zu verschaffen gesucht.“

„Du hast es sehr eilig damit gehabt!“ warf Ulrike ein, und um ihren Mund zuckte ein spöttisches Lächeln.

„Gewiß, ich hielt es für meine Pflicht,“ fuhr der Baron fort. „Dein Vater ist hier allein, unter fremden Menschen gestorben, ich mußte mir Gewißheit verschaffen, ob nicht Veruntreuungen stattgefunden haben.“

„Und was ist das Ergebnis Deiner Nachforschung?“

Eugen von Tetzlaff schwieg einen Augenblick, er preßte die Lippen aufeinander, um die Erbitterung, die ihn erfüllte, zu beherrschen.

„Dein Vater hat kein Vermögen, welches ihm hätte genommen werden können, hinterlassen,“ sprach er dann.

„Kein Vermögen?“ wiederholte Ulrike, sich in dem Sessel emporrichtend.

„Nein,“ gab der Baron zur Antwort. „Ich hätte

irgend eine Aufzeichnung darüber vorfinden müssen. Dein Vater hat nur das Gut hinterlassen.“

„Die Erträgnisse desselben müssen erheblich sein!“

Tetzlaff zuckte mit der Schulter.

„Sie haben kaum zu dem, was wir jährlich erhalten haben, ausgereicht,“ fügte er mit geringschätzendem Tone hinzu.

„Unmöglich!“ rief Ulrike.

„Davon habe ich mich aus den Wirtschaftsbüchern des Inspektors überzeugt, an deren Richtigkeit ich nicht zweifeln kann, da dein Vater dieselben stets selbst durchgesehen hat.“

„Wir sind wenigstens unabhängig, Eugen,“ bemerkte Ulrike.

„O gewiß, gewiß!“ rief Tetzlaff mit höhnendem Tone, indem er sich auf einen Stuhl warf und das übergeschlagene Bein schaukelte. „Wir können sogar sparen und mit der Zeit ein Vermögen sammeln, wenn wir hier wohnen bleiben und uns mit dem Leben eines einfachen Gutspächters begnügen. Es ist vielleicht sehr amüsant, wir haben es nur nie versucht!“

„Spotte nicht,“ warf Ulrike ein und trat ans Fenster. Es verletzte sie doch, daß ihr Mann über den Tod ihres Vaters nicht ein Wort der Teilnahme zu ihr gesprochen hatte.

Zehntes Kapitel.

Der Oberst war in dem Erbbegräbnisse der Norden in feierlichster Weise beigesetzt.

Eugen von Tetzlaff hatte die Tage benutzt, um alle hinterlassenen Papiere des Toten aufs sorgfältigste durchzusehen, und er hatte nun die volle Gewißheit erlangt, daß der Vater seiner Gattin außer dem Gute kein Vermögen hinterlassen. Er hatte die Bücher des Inspektors mit großer Gewissenhaftigkeit geprüft und die Ueberzeugung gewonnen, daß sich kaum größere Erträge aus der Besitzung erzielen lassen würden.

Sein Wunsch war, das Gut zu verkaufen, um in den Besitz großer Geldmittel zu gelangen. Freilich konnte dies nicht ohne Einwilligung seiner Frau geschehen, und um sie für diesen Gedanken zu gewinnen, bot er all seine Gewandtheit auf.

„Was hast du dagegen?" fragte er, indem er

am Tage nach dem Begräbnisse mit Ulrike in dem Parke spazieren ging.

„Ich will, daß das Gut unserm Sohne erhalten bleibt," gab die Gefragte zur Antwort. Sie kannte den leichten Sinn ihres Mannes und erblickte in der Besitzung eine Sicherung für ihre und ihres Sohnes Zukunft.

Der Baron lächelte.

„Glaubst du Knut einen Dienst dadurch zu erweisen?" warf er ein. „Es steckt etwas von dem Blute seines Großvaters in ihm, denn all seine Wünsche gehen dahin, Soldat zu werden, und du selbst bist damit einverstanden, daß ich ihn in wenigen Wochen in eine Kadettenanstalt bringe."

„Das spricht nicht gegen meinen Wunsch," bemerkte Ulrike.

„Doch, bestes Kind," fuhr Tetzlaff fort. Er gebrauchte diesen Ausdruck stets dann, wenn er innerlich erregt war und dies seiner Frau zu verbergen suchte. „Es ist durchaus gegen Knuts Interesse. Er ist ein aufgeweckter Kopf und verspricht ein sehr hübscher Mann zu werden, dazu kommen sein Name und die Verbindungen, welche ich besitze, so daß ihm eine schnelle und ich glaube glänzende Laufbahn als Offizier nicht fehlen wird. Dazu muß er allerdings so gestellt werden, daß er seinem Namen gemäß leben kann.

Wir dürfen ihm diese Mittel nicht versagen, wenn wir seinem Glücke nicht in den Weg treten wollen, aber wir werden es kaum können, wenn wir nur auf die Erträgnisse dieses Gutes angewiesen sind."

„Ich verstehe dich nicht," warf Ulrike ein.

„Du hast mich unterbrochen, ich war im Begriffe, es dir auseinanderzusetzen. Der Grundbesitz ist der sicherste von allen, es können durch Mißwachs seine Erträgnisse sehr geschmälert werden, aber er kann nicht verloren gehen. Dahingegen bringt er nur einen verhältnismäßig geringen Gewinn. Die Sicherheit wird sehr teuer bezahlt. Wenn wir das Gut verkaufen, so würde es nicht schwer sein, den doppelten Ertrag durch Zinsen zu erzielen."

„Und die Sicherheit?" fragte Ulrike.

„Du scheinst mir wenig Klugheit zuzutrauen," fuhr Tetzlaff lächelnd fort. „Befürchtest du, ich werde das Geld ohne genügende Sicherheit anlegen? Es hängt nicht allein Knuts, sondern auch unsere Zukunft davon ab."

„Es werden sich die Erträgnisse des Gutes durch eine tüchtige Leitung erhöhen lassen," bemerkte Ulrike, die den Gedanken, die Besitzung zu behalten, nicht aufgab.

„Nach meiner Überzeugung nicht. Du vergißt aber eins, daß die Einnahmen durch Mißwachs und Seuchen sehr erheblich verringert werden können. Ich

bin nicht gesonnen, hier zu wohnen und die Bewirtung des Gutes selbst in die Hand zu nehmen, wir werden deshalb immer auf die Tüchtigkeit und Ehrlichkeit anderer angewiesen sein."

„Mein Vater befand sich lange Jahre hindurch in derselben Lage und ich habe nie eine Klage von ihm gehört."

„Natürlich, weil er in all solchen Sachen sehr verschlossen war; er hat vielleicht sehr viel Ursache zur Klage gehabt."

„Schwerlich; er würde sonst dem Inspektor nicht so lange Jahre das Gut anvertraut haben. Mangel an Entschiedenheit kann ihm wenigstens niemand vorwerfen. Doch lassen wir diesen Gegenstand ganz fallen, denn selbst wenn ich deine Ansicht teilte, so würde ich doch Bedenken tragen, einen so außerordentlich wichtigen Entschluß so schnell zu fassen."

„Bestes Kind, ich wünsche ja auch nur, daß du dich mit dem Gedanken vertraut machen mögest, vielleicht tritt er dir in kurzer Zeit schon weniger befremdend entgegen. Wir wollen alles in Ruhe prüfen und erwägen, denn übereilen möchte auch ich nichts."

„Wir können auch keinen Beschluß fassen, ehe das Testament meines Vaters geöffnet ist," warf Ulrike ein.

„Das wird morgen geschehen. Übrigens kennst du ja den Inhalt des Testaments; du bist die

Universalerbin, es kann also für deinen verschollenen Bruder höchstens die Abfindungssumme bestimmt sein, welche das Gesetz verlangt.“

„Gut, dann wollen wir bis morgen jede weitere Beratung hinausschieben. Ich gehöre nicht zu den empfindsamen Naturen, dennoch widerstrebt es mir, sofort nach dem Tode meines Vaters mit Hast die Hand nach seinem hinterlassenen Vermögen auszustrecken. Es entgeht uns ja nicht.“

Der Baron schwieg, nur sein Gesicht verzog sich zu einem spöttischen Lächeln. Der Oberst hatte nach seiner Ansicht mindestens zehn Jahre zu lange gelebt, und nun derselbe endlich gestorben war, sollte er noch zögern, von dem Vermögen desselben Besitz zu ergreifen! Die empfindsame Wallung seiner Frau konnte nur auf einer nervösen Schwäche beruhen — er hielt dieselbe für Thorheit. —

Zeitig am folgenden Morgen fuhr der Baron mit seiner Gattin nach der Stadt zur Eröffnung des Testaments. Es war eine Formsache, die erledigt werden mußte. Als sie in dem Gerichtsgebäude anlangten, wurden sie sofort in das Zimmer des Richters geführt, der sie in artigster Weise aufforderte, Platz zu nehmen.

Eugen von Tetzlaff ließ sich in nachlässiger Stellung auf einem Stuhle nieder.

Der Richter nahm das Testament aus einem ver-

schlossenen Schranke, teilte das über die Aufnahme der Urkunde abgefaßte Protokoll mit, zeigte dann das Testament sowohl Tetzlaff wie Ulrike, damit beide sich überzeugten, daß die Siegel noch unverletzt seien, und las hierauf, nachdem er es vor ihren Augen geöffnet, die Bestimmungen desselben vor

Der Inhalt lautete, wie beide erwartet hatten. Ulrike war zur Universalerbin eingesetzt, während der Oberst seinen Sohn auf das gesetzlich ihm zukommende Pflichtteil beschränkt hatte.

„Wie groß ist das Pflichtteil?“ fragte Tetzlaff.

„Es beträgt den sechsten Teil des hinterlassenen Vermögens.“

„Den sechsten Teil!“ wiederholte der Baron unwillig, denn er hatte weniger gerechnet. „Das Gesetz gestattet keinen geringern Betrag?“

„Nein,“ gab der Richter zur Antwort. „Die Gültigkeit des Testaments würde sich ankämpfen lassen, wenn weniger angegeben wäre.“

Tetzlaff zuckte geringschätzend mit der Schulter und erhob sich. Weshalb hatte der Oberst den Verschollenen nicht ganz enterbt!

„Es findet sich noch ein späterer Anhang zu dem Testament vor,“ bemerkte der Richter, indem er eine zweite Urkunde aus dem Schranke nahm.

„Wann ist derselbe gemacht?“ fiel Tetzlaff ein.

„Vor wenigen Monaten.“

Die Farbe war aus dem Gesichte des Barons gewichen. Eine bange Ahnung stieg in ihm auf.

„Hat der Anhang volle Gültigkeit?“ fragte er.

„Er ist mir selbst von dem Oberst übergeben,“ gab der Richter zur Antwort. „Unter seinen Augen habe ich die Urkunde versiegelt und das Siegel ist, wie Sie sich überzeugen wollen, unverletzt.“

Tetzlaff warf auf das Testament kaum einen flüchtigen Blick, er richtete das Auge auf seine Frau, welche regungslos dasaß.

Der Richter öffnete das Testament und las es vor. Es war von der Hand des Oberst geschrieben, die zu charakteristisch war, um sich verkennen zu lassen. Der Inhalt war kurz. Der Verstorbene bestimmte, daß sein früheres, von ihm auf dem Gerichte niedergelegtes Testament hiermit aufgehoben und für ungültig erklärt werde. Er setzte seinen Sohn Horst von Norden oder dessen hinterlassene Tochter Toska von Norden und seine Tochter Ulrike als seine beiden einzigen Erben zu gleichen Teilen ein.

Auch Ulrike war erblaßt, dies schien sie doch nicht erwartet zu haben.

„Willst du das Testament anerkennen?“ fragte der Baron.

„Nein,“ entgegnete die Gefragte mit entschiedener Stimme.

„Es dürfte kein Grund vorliegen, um es anfechten zu können," warf der Richter ein.

„Es widerspricht den Versprechungen und Zusicherungen, welche der Verstorbene meiner Gattin wiederholt gemacht hat!" rief Tetzlaff.

„Es stand in seiner Macht, dieselben zurückzunehmen," sprach der Richter. „Wünschen Sie, daß die Versagung der Anerkennung zu Protokoll genommen wird?"

„Gewiß!" rief der Baron.

„Sie begeben sich damit vorläufig des Rechtes, die Erbschaft anzutreten, bis die Sache entschieden ist," warf der Richter ein.

Ulrike stutzte.

„Lassen Sie," sprach sie, indem sie sich langsam erhob. Es schien ihr schwer zu werden. „Ich werde überlegen, in welcher Weise ich mein Recht zur Geltung bringe."

Sie verbeugte sich flüchtig, kalt, um das Zimmer zu verlassen. Der Baron mußte ihr seinen Arm reichen, denn die Füße schienen ihr den Dienst zu versagen.

Schweigend verließen der Baron und seine Gattin das Haus und schweigend schritten sie über die Straße hin zu dem Gasthofe, in dem ihr Wagen sie erwartete. Beide empfanden dasselbe. Ulrike war fast noch erbitterter, denn das Mißtrauen, welches ihr Mann stets

gegen ihren Vater gehegt und aus dem sie ihm so oft einen Vorwurf gemacht hatte, war nun gerechtfertigt.

„Willst du nicht eine Erfrischung zu dir nehmen?“ fragte Tetzlaff, als sie vor dem Gasthofe anlangten.

„Nein — ich will heimkehren!“ gab Ulrike kurz zur Antwort.

Der Kutscher erhielt den Befehl, den Wagen bereit zu halten, und wenige Minuten später hatten die so bitter Enttäuschten die Stadt verlassen.

Schnell rollte der Wagen dahin.

Schweigend saß der Baron neben seiner Frau. In beiden gärte die Erbitterung gleich heftig.

„Unsere Zukunft wird sich recht freundlich gestalten,“ sprach Tetzlaff endlich. Er liebte es, seine Erregung hinter Spott zu verbergen.

„Eugen, schlage nicht diesen Ton an, ich kann ihn heute nicht ertragen!“ entgegnete Ulrike heftig. „Trifft mich vielleicht ein Vorwurf? Oder bin ich weniger enttäuscht als du?“

„Ich mache dir keinen Vorwurf,“ fuhr der Baron fort. „Willst du es mir verargen, wenn ich wirklich um unsere Zukunft besorgt bin? Es ist mir ein Rätsel, was die Sinnesänderung bei deinem Vater hervorgerufen hat.“

„Auch mir.“

„Du ahnst es nicht?“

„Nein.“

Tetzlaff warf einen Seitenblick auf seine Frau, das feste, fast starre Gesicht derselben gab ihm die Gewißheit, daß sie die Wahrheit sprach.

„Hast du wirklich über deinen Bruder nie etwas wieder gehört?“ fragte er.

„Nie.“

„Er scheint tot zu sein, in dem Testament ist ein Kind desselben erwähnt.“

„Ich weiß nichts davon.“

„Durch wen kann dein Vater Kenntnis davon erhalten haben?“

„Frage mich nicht, denn jede Frage peinigt mich. Ich weiß nicht mehr als du!“ rief Ulrike.

„Wir müssen darüber Klarheit erhalten, denn davon hängt alles für uns ab,“ fuhr der Baron fort, ohne auf den erregten Zustand seiner Frau Rücksicht zu nehmen. „Wir ersparen uns auch nichts und wenn wir tagelang nicht darüber sprechen wollten, denn unsere Gedanken würden wir doch nicht davon abwenden können. Es wird mir jetzt manches klar. Dein Vater hat über deinen Bruder Nachricht erhalten, als er deine Briefe nicht beantwortete und dir bei deinem Besuche erklärte, daß er uns jährlich nur eine bestimmte Summe geben werde. Hier hat er die Nachricht also erhalten und es dürfte nicht schwer werden, zu erforschen, wer ihm dieselbe gebracht hat.“

„Welchen Vorteil haben wir davon?" warf Ulrike ein. „Das Testament wird dadurch nicht geändert und ich teile die Ansicht des Richters, daß die Gültigkeit desselben nicht anzufechten ist."

„Ich will erst in allen Punkten klar sehen, ehe ich mir eine Ansicht bilde," fuhr Tetzlaff fort. „Wo ist das Kind? Wie alt ist es? Wer sorgt für es? Alle diese Fragen sind von größter Bedeutung. Dein Bruder scheint tot zu sein. Lebt seine Frau noch? Sie würde sich vielleicht durch eine bestimmte Summe abfinden lassen, denn verwöhnt wird sie nicht sein, da sie von niedrem Herkommen war. Sie war ja wohl eine Verwandte des Verwalters?"

„Du weißt, daß ich mich nie darum gekümmert habe," warf Ulrike ein, da diese Erinnerung ihr peinlich war.

„Gut, ich werde mich jetzt damit beschäftigen," bemerkte der Baron.

Der Wagen hatte das Gut erreicht und fuhr vor dem Herrenhause vor. —

Am Abend desselben Tages trat Tetzlaff zu seiner Frau und war imstande, ihr über das Kind ihres Bruders und die Art, wie der Oberst von demselben Kenntnis erhalten hatte, genaue Auskunft zu erteilen. Von dem Diener und Heinrich Urban, dem Sohne des alten Gärtners, hatte er alles erfahren.

„Du scheinst beruhigter zu sein, während ich in

dem allen nichts finde, was zu unsern Gunsten sprechen könnte," entgegnete Ulrike.

„Vielleicht doch," fuhr der Baron fort, indem er sich niederließ und auf dem Stuhle schaukelte. „Die Sache liegt nicht ganz so schlimm, wie ich heute Morgen befürchtete. Ich weiß zunächst von dem Diener und dem Sohne des Gärtners, daß dein Vater mit dem Kinde oder dessen Vormund in keine Verbindung getreten ist. Dieselben werden also von dem Tode deines Vaters keine Kenntnis haben und sind nicht imstande, ihre Erbschaftsansprüche zu erheben. Ich habe vergessen, den Tod deines Vaters in einer Zeitung bekannt zu machen, ich wollte es nachholen, werde es jetzt natürlich nicht thun. Bergheim ist sehr weit von hier, wie soll die Kunde von dem Ableben deines Vaters dorthin dringen? Der Diener und der Sohn des Gärtners werden schweigen."

„Was nützt uns dies? Auf die Dauer läßt sich der Tod meines Vaters nicht geheim halten, das Testament wird bekannt werden, das Recht des Kindes wird geltend gemacht werden und wir müssen die Hälfte der Erbschaft abtreten."

„Wenn wir das Gut behalten, jedenfalls; wenn wir es jedoch möglichst bald verkaufen, so werden wir in einer weit günstigern Lage sein."

„Ich verstehe dich nicht," warf Ulrike ein. „Die Bestimmungen des Testaments bleiben doch dieselben."

„Ich werde dir meine Ansicht auseinandersetzen," fuhr Tetzlaff fort. „Das Gericht kümmert sich nicht um das Testament, wenn nicht seine Hülfe zur Ausführung desselben in Anspruch genommen wird. Ehe dies geschieht, können wir das Gut verkauft haben und dann ist die Lage eine ganz andere. Der Vormund des Kindes müßte dann gegen uns eine Klage auf Herausgabe der Erbschaft erheben, und diese ist schon schwieriger, denn sie erfordert Mittel, die unsere Gegner kaum daran wenden können. Wir würden vorläufig nicht in Deutschland bleiben, das Klima behagt dir ja ohnehin nicht, und selbstverständlich würde ich das Geld im Auslande sicher anlegen. Es würden so außerordentlich große Schwierigkeiten erwachsen, um das Recht des Kindes durchzusetzen, daß der Vormund desselben sie wohl kaum übernehmen würde."

Ulrike begriff den schlau angelegten Plan, aber sie war nicht imstande, jedes Bedenken aufzugeben.

„Und wenn dein Plan mißlänge!" warf sie ein.

„Dann würden wir uns genau in der Lage befinden, in der wir jetzt sind. Dein Wunsch geht dahin, uns und Knut das Gut zu erhalten, und derselbe hat ja sehr viel für sich, aber vergiß nicht, daß der Vertreter des Kindes das Recht hat, den Verkauf des Gutes zu verlangen, und er wird dies ganz unbedingt thun, um das Erbteil des Kindes sicher zu stellen."

„Wäre es nicht möglich, den Erbanteil, den das

Kind zu beanspruchen hat, auszuzahlen und uns die Besitzung dadurch zu erhalten?“ fragte Ulrike.

Der Baron lächelte.

„Wenn wir sehr reich wären, so würde ich selbst dir diesen Vorschlag machen,“ entgegnete er. „Das Gut ist schuldenfrei, es dürfte nicht sehr schwer werden, bis zur Hälfte seines Wertes Hypotheken auf dasselbe zu bekommen, aber die Zinsen dieser Hypotheken würden die Gesamteinnahmen verschlingen, und dann weiß ich nicht, wovon wir leben sollten. Hege wenigstens so viel Vertrauen zu mir, daß ich zu beurteilen vermag, was uns am meisten nützt. Stimmst du mir bei, so werde ich morgen sofort nach der Residenz zurückkehren, um die nötigen Einleitungen zum Verkaufe des Gutes zu treffen. Jeder Tag Aufschub kann uns Gefahr bringen.“

„Ich werde dich begleiten.“

„Nein, Ulrike, du mußt hier bleiben, um genau zu beobachten, was hier vorgeht,“ fiel Tetzlaff ein, indem er sich erhob und vor seine Frau hintrat. „Ich komme in wenigen Tagen zurück und dann wollen wir hier den Frühling zusammen genießen. Die Ruhe einiger Wochen wird dir wohlthun, denn die Wintersaison hat dich doch angegriffen. Vielleicht haben etwas Aerger und Sorgen mitgewirkt, das alles wird die frische Landluft verwehen. Das Erwachen des Lenzes muß hier einen großen Zauber

ausüben, ich hoffe, deine Wangen werden sich wieder röten."

Lächelnd streckte er seiner Frau die Hand entgegen, denn er kannte die Macht, die er auf sie auszuüben imstande war.

Elftes Kapitel.

Der Frühling war auch in Bergheim gekommen.

Aber ehe das erste Grün an den Abhängen und den Sträuchern sproßte, hatten in dem Klub der Ledigen sehr ernste und heftige Kämpfe stattgefunden. Toskas zarte Gesundheit hatte denen, welche für ihr Wohl eingetreten, während des Winters ernste Besorgnis eingeflößt, da hatte der Apotheker den Vorschlag gemacht, daß Frau Zöllner mit Toska und ihrer Tochter für den Sommer ein kleines Haus beziehen möge, welches ihm gehörte und vor dem Thore in gesundester Lage in einem prächtigen Garten lag.

Dieser Vorschlag war von mehreren Mitgliedern des Klubs sehr ungünstig aufgenommen. Conti und der Baumeister hatten Philippi offen beschuldigt, daß es ihm nur darum zu thun sei, einen ganz unberechtigten Einfluß auf das Kind zu gewinnen. Sie hatten

geschildert, wie er dann täglich seinen Garten besuchen und seine Taschen mit verderblichen Süßigkeiten füllen werde; sie hatten offen dargelegt, daß man ihm den Zutritt auf seinem Eigentume nicht versagen könne, und selbst Trappe hatte sich der Ansicht zugeneigt, daß Philippis Vorschlag in Erwägung der vorgebrachten Gründe abzulehnen sei; da hatte Sand bemerkt, daß der Aufenthalt in dem gesund- und freigelegenen Gartenhause für Toskas Gesundheit sehr zuträglich sein werde, und nun war der Vorschlag einstimmig angenommen, wenn auch einige dem Apotheker heimlich grollten.

Philippi hatte einen Sieg errungen, auf den er stolz war. Er verhehlte sich nicht, daß Sand ihm zu demselben verholfen hatte, und er würde ihm aus Dankbarkeit jede Summe geliehen haben, wenn er zu ihm gekommen wäre, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Er hatte das kleine Haus neu herrichten lassen, und als Frau Zöllner dasselbe bezogen, fühlte er jeden Tag das Verlangen, nach seinen Blumen zu sehen und sehr lange bei denselben zu verweilen. Er plauderte und scherzte mit den Kindern und es that ihm wohl, zuzuschauen, wie die noch junge Witwe unablässig thätig war und in ihrer ruhigen, milden, aber doch bestimmten Weise auf die Kinder einwirkte.

Holm, Conti und auch Geldern kamen nicht ein einziges Mal in den Garten, denn sie hielten an der Ueberzeugung fest, daß der Apotheker bevorzugt sei, und sie gönnten ihm dies nicht.

Sand sah öfter nach seinem Schützling, dem die frische Luft außerordentlich gut bekam, und wenn Toska ihn kommen sah, dann leuchteten ihre Augen, sie eilte ihm entgegen und umklammerte ihn mit beiden Armen. Zu ihm hatte sie dasselbe Vertrauen wie zu ihrem Vater, dessen Bild noch immer deutlich vor ihr stand.

Auch Trappe kam bisweilen, wenn er spazieren ging, und er sprach es offen aus, daß der Vorschlag des Apothekers ein vernünftiger gewesen sei, weil Toska viel heiterer und kräftiger geworden war.

Da wurde er eines Abends, als er allein ein Glas Wein trank, durch einen Boten, den Sand zu ihm sandte, aufgesucht und aufgefordert, sofort nach dem Gartenhause des Apothekers zu kommen

„Was ist vorgefallen?" rief er erschreckt aufspringend.

„Ich weiß es nicht, ich habe nur den Auftrag erhalten, Sie sofort zu holen," gab der Bote zur Antwort.

Trappe nahm sich nicht Zeit, näher zu forschen. Er eilte fort. Hundert Fragen drängten sich ihm auf und doch war er nicht imstande, eine einzige zu be=

antworten. Es mußte etwas Ernstliches vorgefallen sein, sonst würde Sand den Boten näher unterrichtet haben.

Fast atemlos langte er in dem Garten an. Der kleine Apotheker eilte ihm entgegen und rief: „Gut — gut, daß Sie kommen!“

„Was ist geschehen?“ unterbrach ihn Trappe.

„O — o! Ich ertrage es nicht — ich ertrage es nicht,“ fuhr der kleine Mann in größter Erregung fort.

„Was — was? Sprechen Sie!“ rief der Rechtsanwalt.

„Toska ist fort!“ brachte Philippi mit Mühe hervor und sank auf eine Bank.

„Fort? Ich verstehe Sie nicht!“

„Fort — fort! Verschwunden! Niemand weiß, wo sie geblieben ist! Und hier — hier in meinem Garten! Hier, wo ich sie so sicher wähnte! Wo ich mein eignes Kind ganz allein gelassen haben würde, Tag und Nacht!“

„Sprechen Sie deutlicher!“ fiel Trappe ein. „Seit wann ist sie fort?“

„Schon lange. Wir haben sie vergebens gesucht, überall! Ich habe ihren Namen so laut gerufen, bis ich kein Wort mehr hervorbringen konnte. Es muß sie ein Unglück betroffen haben — und hier — hier! Ich ertrage es nicht!“

Trappe gab es auf, den erregten Apotheker zu einer ruhigen Mitteilung zu bringen.

„Wo ist Sand?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht — er sucht sie! Trappe, ich ertrage es nicht!“ jammerte Philippi.

Frau Zöllner trat zu ihnen und wenn sie auch nicht weniger bestürzt war, so war sie doch imstande, das Geschehene ruhiger und im Zusammenhange zu erzählen.

Toska wurde schon seit mehreren Stunden vermißt. Das Kind war, wie es oft gethan, bei hereinbrechender Dämmerung allein im Garten gewesen. Da es länger als gewöhnlich geblieben, war es gerufen, ohne zu antworten. Nun war es zunächst von Selma und ihrer Mutter gesucht, dann war Philippi gerufen und er hatte, um die Verantwortung nicht allein zu übernehmen und da der Schrecken ihn zu jeder ruhigen Ueberlegung unfähig gemacht hatte, Sand holen lassen.

Auch durch Trappes Brust zog ein banges Gefühl hin, er beherrschte sich jedoch, um den Kopf oben zu behalten.

„Haben Sie in der Nachbarschaft nachgeforscht?“ fragte er.

„Ueberall, in jedem Hause!“ gab Frau Zöllner zur Antwort.

„Sie kann in die Stadt gegangen sein — sie hat vielleicht ein bekanntes Kind getroffen.“

„Nein, sie würde dies nicht gethan haben, ohne es mir zu sagen. Es ist indessen schon ein Bote in die Stadt gesandt — niemand hat sie gesehen!“ entgegnete Frau Zöllner. „Ich habe das Kind mehr als mein eignes gehütet, ich fühlte mich hier so sicher, den ganzen Tag hatte ich Toska unter meinen Augen —“

Sie schluchzte heftig

„Beruhigen Sie sich!“ fiel Trappe ein. „Noch liegt kein Grund zu der Befürchtung, daß dem Kinde ein Unfall begegnet sei, vor. Es ist nichts hier, was ihr Gefahr bringen könnte!“

„Doch — doch!“ rief der kleine Apotheker, von der Bank aufspringend.

„Was meinen Sie?“ forschte Trappe.

„Der Garten grenzt an eine Wiese und dort hinten auf der Wiese fließt ein Fluß!“ rief Philippi.

„Wie sollte das Kind dorthin gelangen? Der Fluß ist eine gute Viertelstunde entfernt,“ warf Trappe ein.

„Es kann Blumen auf der Wiese gesucht haben, es hat sich dem Flusse genähert, hat sich vielleicht gebückt, um eine Blume am Ufer zu pflücken und — und — ich kann es nicht ausdenken! Ich ertrage es nicht!“

„Philippi, am Abend sucht niemand Blumen,“ fiel der Rechtsanwalt ein. „Wo ist der Doktor?“ wandte er sich an Frau Zöllner.

„Er ist auf die Wiese und nach dem Flusse geeilt.“

„Allein?“

„Nein, mehrere unserer Nachbarn begleiten ihn, er hat noch einige Arbeiter, die hier vorüberkamen, angerufen und mit sich genommen.“

„Ist ein unbedeckter Brunnen hier im Garten oder in der Nähe?“

„Nein — nein!“

„Das Kind kann sich irgendwo im Garten niedergesetzt haben und eingeschlafen sein. Vielleicht sogar im Hause.“

„Im Hause und im Garten habe ich jeden Winkel durchsucht,“ entgegnete die Frau.

„Es müßte unser Rufen gehört haben!“ warf Philippi ein, dessen Stimme in der That ganz heiser klang.

„Kinder haben oft einen festen Schlaf,“ fuhr Trappe fort, um die Frau und den kleinen Apotheker zu beruhigen. „Ich werde den Doktor aufsuchen.“

Er eilte fort aus dem Garten auf die Wiese.

Alle Möglichkeiten für das Verschwinden Toskas ließ er in seinem Geiste vorüberziehen, und so sehr er sich auch dagegen sträubte, so konnte er doch die

Befürchtung, daß dem Kinde ein Unfall begegnet sei, nicht von sich weisen.

Auf der Wiese traf er endlich den Doktor, der ihm langsam und völlig erschöpft entgegenkam.

„Sand, Sie haben keine Spur von ihr gefunden?“ fragte er.

„Keine. Ich weiß nicht mehr, wo wir sie suchen sollen!“ entgegnete der Gefragte. „Auf mir liegt es so schwer und bang, daß ich kaum atmen kann.“

„Sand, Sie dürfen nicht an Schlimmes denken,“ fiel Trappe ein. „Noch liegt keine Veranlassung vor. In dem Kopfe eines Kindes steigen oft wunderbare Gedanken und Einfälle auf. Haben Sie zu dem Gärtner, bei dem Toska mit ihrem Vater gewohnt hat, gesandt? Sie kann zu ihm geeilt sein.“

„Sie ist nicht dort.“

„Haben Sie auf dem Friedhofe nachforschen lassen? Es kann das Verlangen nach dem Grabe ihres Vaters in ihr wach geworden sein.“

„Auch dort habe ich sie suchen lassen — vergebens!“

Trappe schwieg einen Augenblick. Auch ihm bangte, er wollte dies jedoch nicht zeigen.

„Kehren Sie nach dem Gartenhause zurück,“ sprach er dann. „Ich eile sofort zur Polizei, um ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen, und werde in kurzer Zeit

mit Fackeln und einer genügenden Anzahl Leute zurückkehren."

„Ist es nicht besser, wenn wir noch jedes Aufsehen vermeiden?" warf Sand ein.

„Nein, Doktor. Wir müssen alles, was in unsern Kräften steht, thun; dann kann uns späterhin, mag es kommen, wie es will, kein Vorwurf treffen," gab Trappe zur Antwort und eilte fort. —

Die Nachforschungen nach der Verschwundenen wurden die ganze Nacht hindurch mit größtem Eifer ortgesetzt. Der Morgen brach herein und nicht die geringste Spur war gefunden.

Die Suchenden kehrten nach dem Gartenhause, in dem niemand an Schlaf gedacht hatte, zurück.

Der kleine Apotheker war in Verzweiflung. Er saß im Garten regungslos auf einer Bank und blickte starr vor sich hin. Trappe, dem selbst das Herz sehr schwer war, fühlte Mitleid mit ihm und trat an ihn heran.

„Philippi, gehen Sie heim, Sie bedürfen der Ruhe," sprach er.

„Ich bleibe hier, bis Toska gefunden ist," lautete die Antwort.

„Und wenn sie nicht gefunden wird?"

„Dann — dann —!" rief der Apotheker, den Kopf emporrichtend. „Das würde ich nicht ertragen, denn auf mich würde man die ganze Schuld häufen,

weil ich den Vorschlag gemacht habe, daß Frau Zöllner hierher ziehen möge.“

„Philippi, seien Sie nicht thöricht!“ rief der Rechtsanwalt. „Sie trifft so wenig eine Schuld wie Sand und mich. Die Sache muß sich ja aufklären, denn ich sehe die Möglichkeit, daß das Kind verunglückt sein könnte, noch nicht.“

„Ich bleibe hier,“ versicherte der kleine Mann.

Die Nachforschungen wurden am Tage mit erneutem Eifer wieder aufgenommen und auf die ganze Umgebung der Stadt ausgedehnt, ohne daß die geringste Spur aufgefunden wurde. —

Das Verschwinden des Kindes hatte in der ganzen Stadt das größte Aufsehen erregt. Conti, Holm und Geldern richteten an Trappe das Verlangen nach einer Zusammenberufung der Ledigen, um gemeinsam über die weitern Schritte zu beraten. So abgespannt er sich auch fühlte, so setzte er doch für den Abend eine Sitzung an und ging selbst zu Philippi, um denselben zur Teilnahme zu bewegen.

„Ich komme nicht,“ gab der Apotheker zur Antwort. „Ich fühle mich abgespannt und elend.“

Der Ausdruck seines Gesichtes bestätigte die Wahrheit seiner Worte.

„Sie müssen dennoch kommen,“ fuhr der Rechtsanwalt fort. „Gestehen Sie offen, daß Sie befürchten, es werde Ihnen ein Vorwurf gemacht. Ich bin über-

zeugt, daß dies geschehen wird, aber grade deshalb müssen Sie kommen, um zu zeigen, daß Sie sich frei von jeder Schuld fühlen."

„Ich bin zu angegriffen, um mich verteidigen zu können."

„Überlassen Sie mir das," bemerkte Trappe. „Ich werde Sie vielleicht besser in Schutz nehmen, als Sie es selbst imstande sind, und Sand ist zu vernünftig, um nicht auf Ihre Seite zu treten. Ich werde Sie abholen."

Als Trappe, Sand und Philippi an dem Abend in das Klubzimmer traten, fanden sie die drei andern Mitglieder bereits vor. Es war auf den ersten Blick zu erkennen, daß Conti, Holm und Geldern verstimmt waren. Daß die Nachforschungen keinen Erfolg gehabt hatten, wußten sie.

Trappe erzählte in Kürze, welche Anstrengungen gemacht seien, er wisse jetzt in der That nicht, was noch geschehen solle, gewiß würden aber alle demjenigen dankbar sein, der ihnen einen neuen Weg, den sie einschlagen könnten, angeben würde.

Der Baumeister erbat sich zuerst Antwort auf die Frage, weshalb er, Conti und Geldern nicht sofort am Abend zuvor von dem Verschwinden des Kindes in Kenntnis gesetzt seien.

„Wir glauben ganz dieselben Rechte zu haben wie Philippi, Sand und Sie!" fügte er hinzu.

„Es kann sich hier gar nicht um eine Rechtsfrage handeln, denn es hat niemand daran gedacht, Ihr Recht zu schmälern," gab Trappe zur Antwort. „Die Erklärung liegt einfach in der Art und Weise, wie alles gekommen ist. Frau Zöllner hat zuerst das Kind allein gesucht, dann hat sie in ihrer Angst zu Philippi gesandt. Dieser hat, da auch sein Nachforschen keinen Erfolg hatte, den Doktor von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt, und Sand ließ mich holen, weil er hoffte, ich könne ihm beistehen, was ich auch, soweit es in meinen Kräften stand, gethan habe. Nun wäre es vielleicht meine Sache gewesen, Sie zu benachrichtigen, aber ich habe, ganz offen gestanden, gar nicht daran gedacht, denn alle meine Gedanken waren nur darauf gerichtet, das Kind zu suchen. Sie selbst werden es natürlich finden, daß wir zu andern Erwägungen gar nicht gekommen sind. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß wir während der Nacht nicht zehn Minuten lang zur Ruhe gekommen sind. Und heute Morgen? Da war das Verschwinden des Kindes in der ganzen Stadt bekannt, ich konnte also wohl voraussetzen, daß auch Sie es erfahren haben würden."

„Ja, ich habe es erfahren, aber von Fremden, und das grade war es, was mich so peinlich berührte," bemerkte der Baumeister. „Conti und Geldern ist es ebenso ergangen."

„Holm, wenn Ihr Haus in Brand gerät, dann werden auch Sie zunächst nur daran denken, das Feuer zu löschen. Sie rufen höchstens diejenigen herbei, von denen Sie Hülfe erwarten."

„Wer sagt Ihnen, daß wir drei nicht hätten helfen können?" warf der Baumeister ein.

„Hätten Sie irgend einen Weg, den wir nicht versucht haben, vorschlagen können?" fragte Trappe. „Sie vermuten bei uns eine Absichtlichkeit, die uns allen fern gelegen hat. Sagen Sie meinetwegen, daß wir den Kopf verloren haben, das ist vielleicht nicht ganz unrichtig, und nun lassen Sie uns beraten, was jetzt zu thun ist."

Conti bemerkte, daß das Kind nicht verschwunden sein würde, wenn nicht die Übersiedelung in den ziemlich alleinliegenden Garten stattgefunden hätte. Seine Bedenken seien jedoch nicht berücksichtigt.

„Ich habe nicht gehört, daß Sie Bedenken in betreff der Sicherheit ausgesprochen haben," warf Trappe ein.

„Der Garten ist ebenso sicher wie jedes Haus inmitten der Stadt!" rief Philippi.

„Der Beweis würde Ihnen schwer fallen," entgegnete der Maler. „Sie entkräften dadurch auch den Vorwurf, der Sie trifft, nicht, denn Sie haben zuerst die Idee aufgebracht."

Der Apotheker, der das Verschwinden Toskas sich

vielleicht am meisten zu Herzen genommen hatte, sprang erregt auf.

„Ich weise jeden Vorwurf zurück!“ rief er.

„Dadurch vernichten Sie ihn nicht!“ warf Conti ein.

Es entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Maler und Philippi, bis dieser seinen Hut erfaßte und aus dem Zimmer stürzte.

Vergebens suchte Trappe den kleinen, heftig erregten Mann zurückzuhalten.

„Conti, Sie sind zu weit gegangen,“ sprach er. „Hätten Sie die Angst und Verzweiflung Philippis gesehen, so würden Sie ihm sicherlich keinen Vorwurf zu machen wagen. Liegt eine Schuld vor, so trifft sie uns alle, aber ich fühle mich vollständig frei.“

Holm und Geldern nahmen Conti in Schutz. Die Stimmung blieb eine gereizte und ungemütliche, bis endlich der Maler, der Baumeister und Conti aufbrachen.

Trappe hatte Sand ein Zeichen gegeben, zurückzubleiben.

„Doktor,“ sprach er, indem er den Stuhl näher an den Freund heranrückte, „ich glaube, unser kleiner lustiger Klub hat heute Schiffbruch gelitten. Es thut mir leid. Die Empfindlichkeit von Conti, Holm und Geldern ist ganz unberechtigt.“

„Befürchten Sie, daß dieselben austreten werden?“ fragte Sand.

„Nein, aber ich befürchte, daß unsere Gemütlichkeit für lange Zeit gestört ist, und ich habe mich an diesen heitern Abenden stets erfrischt. Wenn ich noch so abgespannt von der Arbeit war, hier erholte ich mich, es war mir stets, als ob ein neues Blut in meine Adern gegossen würde. Das werde ich schwerlich wieder erreichen. — Nun sagen Sie mir, welche Vermutung Sie über Toskas Verschwinden haben.“

Sand strich langsam mit der Hand über die Stirn hin. Der Kopf war ihm schwer.

„Keine,“ entgegnete er. „Alle Möglichkeiten habe ich durchdacht, ich habe mein Gehirn mit Vermutungen geplagt, bis es kaum noch zu denken imstande ist. Diese Ungewißheit, dieses Umhertappen der Gedanken ohne irgend einen Anhalt reibt mich auf. Ich stehe vor einem Rätsel.“

Trappe nickte zustimmend.

„Mir ergeht es ebenso,“ fuhr er fort. „Ich war gegen Abend noch einmal auf der Polizei, damit sie in der Nachforschung nicht ermüdet, ihr müssen wir zunächst das Weitere überlassen, denn ich weiß nicht, was wir noch thun könnten. Ich habe gehört, daß Conti, Holm und Geldern sich vereint haben, um besondere Nachforschungen anzustellen, da sie selbst nicht davon sprachen, so mochte ich nicht darnach fragen. Jeder von uns kann ja nur aufrichtig wünschen, daß

ihre Bemühungen Erfolg haben. Wird Toska gefunden, dann ist alles gut!"

„Und wenn sie tot ist?" warf Sand ein.

„Sie ist nicht tot, denn die Toten können am wenigsten von der Erde verschwinden," versicherte Trappe und erhob sich, um mit dem Freunde heimzukehren.

Zwölftes Kapitel.

Der kleine Apotheker durchsuchte an den folgenden Tagen vom frühen Morgen bis zum Abend die ganze Gegend nach der Verschwundenen und jedesmal kehrte er bei Frau Zöllner vor, um sie von der Erfolglosigkeit seiner Bemühung in Kenntnis zu setzen. Er hielt es auch für seine Pflicht, die noch junge Witwe zu trösten, in Wirklichkeit erhielt er aber durch sie weit mehr Beruhigung als sie durch ihn. Sie wußte, daß ihn die beste Absicht geleitet, als er ihr das Gartenhaus für den Sommer zur Verfügung gestellt hatte, und in ruhiger Weise überzeugte sie ihn, daß er nicht den geringsten Grund habe, sich einen Vorwurf zu machen.

„Die beste Absicht kann durch einen unglücklichen Zufall vernichtet werden," sprach sie. „Sie haben Toskas Wohl beabsichtigt und das muß jeder Unbefangene anerkennen."

Dem kleinen Manne thaten diese Worte sehr wohl, sie klangen ohnehin aus dem Munde der jungen Frau so mild.

Als sie ihre Absicht aussprach, nun in ihre in der Stadt gelegene Wohnung zurückzukehren, weil sie nur Toskas wegen das so freundliche Gartenhaus bezogen habe, da bat er sie dringend, bis zum Herbste wohnen zu bleiben.

„Mir würde der Aufenthalt hier im Garten verleidet sein, wenn ich hierher käme und das kleine Haus leer fände,“ fügte er hinzu.

Und Frau Zöllner blieb.

Während der Zeit waren Conti, Holm und der Kaufmann in ihren Nachforschungen nicht nachlässig gewesen. Schon wollten sie dieselben indessen aufgeben, als Geldern mitgeteilt wurde, daß die beiden Töchter des Hauptmanns Hagen an jenem Abend einen Mann mit einem Kinde im Walde bemerkt hätten.

Geldern hielt das ihm Mitgeteilte vor Holm und Conti geheim, um sich das Verdienst, eine Spur des Kindes aufgefunden zu haben, allein zuschreiben zu können. Es bangte ihm indessen, die Töchter des Hauptmanns aufzusuchen. Hagen hatte eine dicht vor der Stadt gelegene Besitzung vor ungefähr einem Jahre gekauft und den das Haus umgebenden Garten mit einer hohen Bretterplanke umziehen lassen, die jedem neugierigen Blicke wehrte. Er stand in dem

Rufe, außerordentlich kurz angebunden und grob zu sein, und seine beiden Töchter, welche Geldern nur flüchtig aus der Ferne gesehen, wurden in der Stadt „die Unnahbaren" genannt, weil es noch niemand gelungen war, mit ihnen in Verkehr zu treten.

In das Haus des Hauptmanns hatte noch niemand Zutritt gefunden. Er selbst spielte jeden Nachmittag von vier Uhr an mit zwei ältern Herren in einem Gasthofe Whist, das war die einzige Verbindung, die er angeknüpft hatte. Auf seiner Besitzung hielt er zwei große Doggen, die jeden Besucher fernhielten. Die Einkäufe in der Stadt besorgte ein alter Diener, und der war jedenfalls noch viel gröber als sein Herr, denn er wies jede neugierige Frage schroff zurück.

Es hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß Hagen seine beiden Töchter in unerhörter Weise tyrannisire, dem widersprach freilich das lustige Lachen von Frauenstimmen, welches öfter über die Holzplanke drang, aber die Leute hielten trotzdem an dem Gerüchte fest.

Gelderns Herz schlug schneller, als er sich dem Hause näherte, um von den beiden jungen Mädchen näheres über das entschwundene Kind zu erfahren. Schüchtern öffnete er die Thür zu der Besitzung. Kaum hatte er den ungemein sauber gehaltenen Vorgarten betreten, als die beiden Doggen auf ihn ein-

stürmten und ihn in so drohender Weise stellten, daß er sich nicht zu rühren wagte. Regungslos blieb er stehen. Er schämte sich, um Hülfe zu rufen.

„Cäsar, hierher!“ rief eine jugendliche Frauenstimme.

Die Hunde rührten sich nicht.

Im nächsten Augenblicke traten zwei junge Mädchen lachend um die Hausecke. Ihr Lachen verstummte zwar, als sie Geldern in der peinlichen Lage erblickten, aber seine Angst schien sie doch zu belustigen, denn er wagte nicht, das Auge von den beiden dicht vor ihm stehenden Hunden zu erheben.

„Cäsar, zurück!“ rief das ältere der beiden Mädchen, indem sie schnell näher trat und mit einer Gerte den beiden Wächtern einen leisen Schlag versetzte. Folgsam zogen die Hunde sich zurück, ohne den Eindringling aus den Augen zu verlieren.

„Fräulein, ich muß Ihnen zuerst meinen Dank aussprechen, daß Sie mich aus dieser gefährlichen Lage befreit haben,“ sprach Geldern, indem er sich den beiden jungen Mädchen, deren hübsche Züge ihn überraschten, vorstellte.

Die Angeredete verbeugte sich leicht. Es war Käthe, die älteste Tochter des Hauptmanns, sie mochte zwanzig Jahre zählen, während ihre jüngere Schwester Lotte erst achtzehn Jahre alt war.

„Sie haben unser Lachen vielleicht falsch gedeutet,“

entgegnete Käthe, „aber bis jetzt haben unsere beiden treuen Wächter noch keinen Fremden weiter als bis zu dieser Stelle dringen lassen. Wenn wir ihre Stimme hören, so wissen wir genau, wo der Gebannte steht, denn es würde Ihnen nicht gelungen sein, einen einzigen Schritt weiter vorzudringen.“

„Ich fühlte auch kein Verlangen,“ gestand Geldern offen ein.

„Sie wünschen sicherlich, meinen Vater zu sprechen, derselbe ist leider nicht zu Hause,“ fuhr Käthe fort.

„Mein Besuch gilt Ihnen und Ihrer Fräulein Schwester,“ entgegnete Geldern.

„Was?“ wiederholte Käthe und ihr Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an. Unwillkürlich richtete sie den Kopf stolz empor. „Ich weiß in der That nicht, was uns die Ehre verschaffen könnte, da wir hier ohne jede Beziehung mit den Bewohnern dieser Stadt leben.“

Geldern nannte flüchtig den Grund seines Besuches.

Das Gesicht Käthes nahm sofort einen freundlichern Ausdruck wieder an.

„Ah, da werden wir Ihnen gern mitteilen, was wir gesehen haben,“ fiel sie ein. „Aber bitte, nicht hier. Wollen Sie so freundlich sein und uns in den Garten folgen, dort sind wir ungestört.“

Sie schritt auf den Garten zu. Geldern wollte

ihr folgen, aber die beiden Doggen schlossen sich ihm in unheimlicher Nähe an. Nicht ohne Besorgnis blickte er sich um.

„Sie brauchen nicht die geringste Furcht zu haben, so lange wir bei Ihnen sind,“ sprach Käthe, dies bemerkend. „Sie können die Hunde jetzt sogar anfassen und streicheln, die Freundschaft mit denselben währt freilich nur so lange, als wir zugegen sind. Die Tiere sind nicht bösartig, aber ungemein wachsam und gut dressirt.“

Sie langten in dem Garten, wo unter einer schattenden Linde ein Tisch mit mehreren Stühlen stand, an. Unbefangen lud Käthe Geldern ein, Platz zu nehmen.

„Wir wollen Ihnen offen mitteilen, was wir gesehen haben, obschon wir damit eine kleine Sünde, die wir gegen das strenge Gebot unseres Papas begangen haben, eingestehen müssen,“ sprach Käthe, indem sie sich neben ihrer Schwester auf einer Bank niederließ.

„Unser Papa wünscht nicht, daß wir allein spazieren gehen, er hat dies sogar untersagt. An jenem Tage war er verreist. Der Nachmittag war so wunderschön und aus der Ferne blickte uns der Wald so verlockend entgegen. Als echte Kinder Evas reizte uns grade das Verbotene und — ich will es dahingestellt sein lassen, ob der strafbare Gedanke zuerst in

meinem Kopfe oder in dem meiner Schwester auftauchte —"

„In deinem!" fiel die jüngere Schwester lachend ein.

„Kurzum, wir unternahmen einen Ausflug in den Wald," fuhr Käthe fort. „In dem Walde angelangt, fühlten wir uns so frei wie zwei Vögel, welche aus einem Käfig entflohen sind, wir eilten weiter und weiter, bis wir schließlich den Rückweg nicht mehr finden konnten. Der Abend brach herein und unsere Angst wuchs mit jeder Minute. Das Verfehlen des Weges erschien uns wie eine Strafe für unsern Ungehorsam. Meiner Schwester traten die Thränen in die Augen, und um sie zu beruhigen, heuchelte ich einen Mut, den ich gar nicht besaß. Da begegnete uns ein Mann, der ein Kind, ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, hastig mit sich zog, denn es schien ihm nicht willig zu folgen. Ich trat an ihn heran, um ihn nach dem rechten Wege zu fragen, aber er wies mich schroff zurück und ich fürchtete mich vor ihm. Wir eilten hastig weiter, bis wir bald darauf das Ende des Waldes erreichten und die Lichter der Stadt erblickten, nun konnten wir den Weg nicht mehr verfehlen. Das ist alles, was wir wissen. Wir haben erst gestern erfahren, daß ein Kind verschwunden ist, da stieg der Gedanke in mir auf, daß dies das vermißte Kind gewesen sein könne."

„Es wird so gewesen sein, denn es bleibt kaum

eine andere Annahme, als daß es entführt ist, übrig," fiel Geldern ein. „Sie sagen, das Kind sei ungefähr zwölf Jahre alt gewesen."

„So alt schätze ich es."

„Ein hübsches Gesicht?"

„Ja — ja, mit auffallend großen, dunkeln Augen."

„Das Kind trug ein blaues Kleid?"

„Ganz recht, ich entsinne mich genau," rief Käthe.

„Es war Toska!" rief Geldern. „Und wie — wie sah der Mann, der Entführer aus?"

Käthe schwieg einen Augenblick, um das Bild desselben in ihre Erinnerung zurückzurufen.

„Es war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren mit hellem Vollbarte," entgegnete sie. „Seine Kleidung war die eines gewöhnlichen Mannes, genau habe ich sie nicht gesehen, mir ist nur der Eindruck geblieben, daß er kleine und sehr drohende Augen hatte. Ich war zu bestürzt, als er meine Frage nach dem rechten Wege so schroff abwies."

„Wohin eilte er mit dem Kinde?" fragte Geldern.

„Ich weiß es nicht — der Weg führte in den Wald hinein."

„Ist nicht sofort ein Verdacht in Ihnen aufgestiegen?"

„Nein," gab Käthe zur Antwort. „Ich glaubte, es sei das Kind des Mannes — wir waren in dem

Augenblicke zu sehr von Angst erfüllt, um an andere zu denken."

In dem Augenblicke trat der Hauptmann in den Garten. Durch einen Sturz mit dem Pferde hatte er vor Jahren das Bein gebrochen und er hinkte deshalb. Er mochte fünfzig Jahre zählen. Der starke, halb ergraute Schnurrbart und ein Paar auffallend starke und buschige Brauen gaben seinem Gesichte nichts weniger als einen freundlichen Ausdruck.

Er zog die Brauen unwillig zusammen, als er einen Herrn neben seinen Töchtern sitzen sah. Die beiden Doggen liefen ihm entgegen und schmiegten sich an ihn, aber heftig stieß er sie zurück.

Als Käthe ihren Vater erblickte, ergoß sich eine dunkle Röte über ihr Gesicht, sie erhob sich, um ihm entgegenzueilen, dennoch blieb sie zögernd stehen.

Der Hauptmann trat heran und richtete einen fast drohenden Blick auf Geldern, der sich erhoben hatte.

Käthe stellte Geldern vor und teilte mit, was denselben zu ihnen geführt hatte.

Hagen hatte von dem Verschwinden des Kindes gehört, sein Gesicht wurde ruhiger.

„Was, in aller Welt, habt Ihr mit dem Kinde zu thun?" fragte er. „Woher kennt Ihr dasselbe?"

Es blieb Käthe nichts übrig, als ihre Übertretung seines Verbotes zu beichten.

Wieder zogen sich die Brauen des Hauptmanns zusammen.

„Ihr sollt nicht allein ausgehen!“ rief er.

Lotte war aufgestanden und schmiegte sich zärtlich an ihren Vater an.

„Papa, wir hatten ja Cäsar und Sultan mit uns genommen!“ rief sie und strich ihm mit der kleinen, weißen Hand liebkosend über die Wangen.

Der Groll des Hauptmanns schien dieser Liebkosung nicht widerstehen zu können

„Ihr seid ein Paar Wildfänge!“ rief er und drohte mit dem Finger. „Ich muß die Zügel straffer anziehen, um Euch im Zaume zu halten.“

„Papa, wir haben ja so furchtbare Angst ausgestanden, als wir den Weg verloren hatten,“ fiel Lotte ein.

„Das ist die gerechte Strafe, weshalb unternehmt Ihr solche Reisen!“ rief der Hauptmann, aber er lachte dabei.

In seiner kurzen und barsch klingenden Weise forderte er Geldern auf, wieder Platz zu nehmen, und ließ sich von ihm über das Verschwinden Toskas erzählen.

„Sie gehören also auch zu dem Klub der Ledigen!“ rief er lachend. „Ich habe davon gehört, es soll eine lustige Gesellschaft sein! Haha! das könnte mir auch Spaß machen, und wenn ich nicht die beiden

tollen Mädchen hier hätte, die sofort Thorheiten begehen, wenn ich den Rücken wende, so würde ich mich bei Ihnen zur Aufnahme melden. Ich habe gehört, daß Sie sämtlich noch junge Männer sind; nun sagen Sie mir, welcher Teufel Ihnen die Idee in den Kopf gesetzt hat, nicht heiraten zu wollen. Ich halte das Ganze nur für einen tollen Scherz."

Geldern versicherte, daß alle Mitglieder des Klubs den festen Entschluß hätten, ledig zu bleiben.

„Das ist ja Unsinn, aber er gefällt mir!" fuhr der Hauptmann fort, den Geldern sich ganz anders vorgestellt hatte. „Wenn Sie noch eine halbe Stunde Zeit übrig haben, dann wollen wir ein Glas Wein zusammen trinken. Sie müssen mir von diesem Club erzählen."

Ohne Gelderns Antwort abzuwarten, ließ Hagen auf einer kleinen Pfeife einen gellenden Pfiff ertönen und rief dem herbeieilenden Diener nur das Wort „Wein" zu.

„Mädels, das ist eigentlich nichts für Euch," sprach Hagen weiter, „aber ein Junggesell, der nie heiraten will, kann ja nicht gefährlich für Euch werden."

Der Diener brachte den Wein.

„Nun kosten Sie," sprach der Hauptmann, als er die Gläser gefüllt hatte, ich kann mich als alter Soldat in manchen Dingen, die an mich herantreten, nicht zurecht finden, aber auf ein Glas Wein verstehe ich

mich. Nun erzählen Sie von Ihrem Klub. Zuerst eine Frage. Ist es wahr, daß Sie das Kind, welches jetzt verschwunden ist, gleichsam als Pflegekind ihres Klubs adoptirt haben?"

„Ja," gab Geldern zur Antwort. „Wir wollten gemeinsam für die Erziehung und die Zukunft des Kindes sorgen."

„Wie ist das gekommen?" fiel der Hauptmann ein.

Geldern erzählte, wie Sand den Vater des Kindes kennen gelernt hatte und wie sie nach dem Tode desselben beschlossen hatten, sich der mittellosen Waise anzunehmen.

„Trinken Sie — trinken Sie!" rief Hagen, indem er die Gläser wieder füllte. „Wahrhaftig, das gefällt mir von den Junggesellen. Das ist eine prächtige Idee! Aber was wollen Sie nun beginnen, da das Kind verschwunden ist?"

„Wir werden es wiederfinden," gab Geldern zur Antwort. „Nun ich die Gewißheit habe, daß es nicht tot, sondern entführt ist, werden wir kein Mittel scheuen. Es wird kein Opfer für uns zu groß sein, denn wir sind sämtlich in der Lage, diese Opfer bringen zu können."

„Und mir würde es eine Freude sein, wenn meine beiden tollen und ungehorsamen Mädel dazu beigetragen hätten, Sie auf den rechten Weg zu weisen!" rief der Hauptmann. Er ließ eine zweite Flasche

Wein bringen. „Nun erzählen Sie mir von Ihrem Klub. Als ich noch Lieutenant war, hatten wir eine ähnliche Vereinigung, der alle jungen Offiziere angehörten, die noch nicht das Glück gehabt hatten, eine reiche Braut zu finden. Wir nannten uns „die Unglücklichen", fühlten uns aber durchaus nicht unglücklich, sondern waren sehr lustig."

„Papa, davon hast du uns nie erzählt," fiel die jüngste seiner Töchter ein.

„Haha! Ihr braucht auch gar nicht zu wissen, daß ein Lieutenant darauf rechnet, ein reiches Mädchen zu heiraten. Unsere Verbindung hatte sogar etwas sehr Bedenkliches, denn es ging in derselben so heiter zu, daß mancher sich vielleicht nie verheiratet haben würde, wenn er nicht durch Schulden dazu genötigt worden wäre."

„Papa, du hast gewiß furchtbar viel Schulden gehabt!" rief Lotte.

„Still, du Wildfang!" entgegnete der Hauptmann. „Ich hätte klüger gehandelt, wenn ich nie geheiratet, dann könnte ich jetzt sehr gemütlich leben und brauchte mich nicht über Euch zu ärgern! Dabei glitten seine Augen lächelnd über seine hübschen Töchter hin. „Ich habe gehört, daß der Rechtsanwalt Trappe der Hauptgründer Ihres Klubs ist," fügte er, zu Geldern gewandt, hinzu.

„Er ist unser Vorsitzender," gab dieser zur Antwort.

„Und soll die sehr lustigen Statuten entworfen haben! Mir wurde erzählt, daß er tolle und übermütige Einfälle im Kopfe habe. Ich bin ihm erst einmal auf der Straße begegnet, da machte er freilich ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: Rühre mich nicht an oder ich beiße! Nun, er soll ein sehr tüchtiger Anwalt sein, und ein guter Advokat muß auch beißen können. Darf ein Nichtmitglied Ihres Klubs die Statuten lesen?"

„Gewiß," versicherte Geldern, indem er sich zum Fortgehen erhob. „Ich werde mir erlauben, Ihnen eine Abschrift zu senden."

„Bringen Sie dieselbe lieber, wenn Sie einmal eine Stunde für uns übrig haben," fiel der Hauptmann ein. „Ich stehe hier zwar in dem Rufe, daß ich kurz angebunden und sehr grob sei, ich bin es jedoch nur dann, wenn sich jemand an mich herandrängt, der mir nicht behagt. Ich beanspruche nichts weiter, als hier ungestört so zu leben, wie es mir gefällt, und das Recht werde ich mir nicht nehmen lassen. Ich plaudere aber sehr gern eine Stunde, und wenn die beiden Mädel und die beiden Hunde Sie nicht zurückschrecken, so werden Sie mir stets willkommen sein."

Geldern versprach baldige Wiederholung seines Besuches und empfahl sich den beiden hübschen Mädchen.

Hagen begleitete ihn bis zur Gartenthür, die beiden Doggen schlossen sich wieder dicht an seine Ferse.

„Diese beiden Wächter halten mir jeden Unberufenen fern,“ fuhr der Hauptmann lächelnd fort, indem er auf die Hunde zeigte. „Es sind Prachttiere, die eine ganz vorzügliche Dressur besitzen. Sie brauchen sich indessen vor ihnen nicht zu fürchten. Wenn Sie eintreten, so werden Sie an dieser Stelle von den Hunden gestellt werden, wenn Sie ruhig stehen bleiben, bis jemand kommt, so übernehme ich jede Gewähr, daß sie Ihnen nie etwas thun werden.“

Er reichte Geldern die Hand und wiederholte noch einmal die Einladung, ihn bald zu besuchen.

„Sie wissen ja, wie einsam ich hier lebe,“ fügte er hinzu.

Als Geldern die Besitzung des Hauptmanns verlassen hatte, blieb er unwillkürlich einen Augenblick stehen, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß das, was er in der letzten Stunde erlebt hatte, nicht bloß ein Traum war. Das waren also die „Unnahbaren“! Zwei auffallend hübsche, heitere und liebenswürdige Mädchen, die ihm so bereitwillig Auskunft gegeben hatten und in deren Nähe er sich so wohl gefühlt! Und dieser lustige Mann war der als kurz angebunden und grob verschrieene Hauptmann. Die Stunde, die er mit ihm verplaudert, war ihm wie im Fluge dahingeronnen, er hatte sogar dem Hauptmann gegen-

über das Gefühl gehabt, als wenn er längst mit ihm bekannt gewesen wäre, denn in Hagens Art lag etwas Grades und Ehrliches.

Er schritt in die Stadt, um Holm und Conti mitzuteilen, was er über Toska erfahren hatte, als Trappe ihm begegnete.

„Ah, Geldern, treffe ich Sie hier auf geheimen Wegen!" rief der Rechtsanwalt. „Sie geben sich stets den Schein, als ob Sie nie auf Abwegen wandelten, jetzt endlich habe ich Sie abgefaßt. Woher kommen Sie?"

„Das würden Sie nimmermehr raten, wenn ich es nicht offen gestände," gab Geldern zur Antwort. „Von dem Hauptmann Hagen."

„Von Hagen?" wiederholte Trappe erstaunt. „Was in aller Welt hat Sie zu dem finstern Bären geführt? Oder haben Sie versucht, sich den „Unnahbaren", seinen Töchtern, zu nähern?"

„Sie habe ich allerdings zunächst aufgesucht," erwiderte Geldern lachend. „Sie verdienen den Namen mit Unrecht, denn es sind zwei sehr hübsche und liebenswürdige Damen und der Hauptmann ist ein prächtiger Mann, der den Scherz liebt und Ihnen vor allen gefallen würde."

„Geldern, das Rätsel wird für mich immer größer," unterbrach ihn Trappe. „Sie haben den Hauptmann besucht, finden die Töchter liebenswürdig und den

Vater prächtig — wenn Sie wirklich die Wahrheit gesprochen haben, so begreife ich das alles am wenigsten!"

Geldern teilte ihm flüchtig mit, was ihn zu dem Hauptmann geführt und welche wichtige Mitteilung er von den Töchtern desselben erhalten hatte.

Trappe erfaßte seinen Arm.

„Dir beiden jungen Mädchen haben Toska wirklich gesehen?" fragte er hastig.

„Ja."

„Kann es nicht ein anderes Kind gewesen sein?"

„Nein, die Beschreibung paßte zu genau auf Toska — sogar das blaue Kleid —"

„Ha, Geldern, so habe ich doch das Richtige getroffen — sie ist entführt!" unterbrach ihn der Rechtsanwalt.

„Sie vermuteten dies?"

„Natürlich — natürlich! Kommen Sie mit zu Sand, zu ihm wollte ich soeben eilen, um ihm mitzuteilen, welche wichtige Entdeckung ich gemacht habe. Kommen Sie, denn zweimal kann ich es nicht erzählen. Das paßt alles, ich durchschaue die ganze Schurkerei, noch läßt sich derselben gottlob entgegentreten!"

Trappe hatte Gelderns Arm erfaßt und zog ihn hastig mit sich.

Sie langten in Sands Wohnung an.

„Doktor, wir haben ein paar wichtige Entdeckungen

gemacht," rief Trappe, ehe Sand noch guten Abend sagen konnte. „Toska ist entführt, wir haben ihre Spur entdeckt und ich will Ihnen auch sogleich sagen, wer sie entführt hat."

Er erzählte, was Geldern ihm mitgeteilt hatte.

„Nun will ich Ihnen berichten, was ich ausgekundschaftet habe," fuhr er fort. „Daß Toska verunglückt sei, habe ich von Anfang an nicht recht geglaubt. Sie war spurlos verschwunden, folglich mußte sie entführt sein. Die Zigeunerbanden und Seiltänzer, welche Kinder stehlen, sind sehr selten geworden, weil die Polizei dieser Gesellschaft zu streng auf die Finger sieht, außerdem waren weder Zigeuner noch Seiltänzer in der Gegend gesehen worden. Ich fragte mich nun, wer kann das Kind entführt haben? Natürlich nur jemand, der ein besonderes Interesse an dem Dasein des Kindes hat, und das konnten nur die Verwandten haben. Ich schrieb nun an einen Rechtsanwalt in B., der nächsten Stadt bei Nordhof, der Besitzung des Obersten von Norden, und fragte an, ob der Oberst noch lebe und wo. Ich erhielt die telegraphische Nachricht: „Ist vor wenigen Wochen auf Nordhof verstorben." Ich telegraphirte nun wieder: „Hat der Oberst ein Testament hinterlassen? Suchen Sie die Bestimmungen desselben zu erfahren." Heute Abend erhalte ich nun diesen Brief, mein Amtsgenosse teilt mir in demselben mit, daß der Oberst ein Testament

auf dem Gerichte hinterlegt hat und daß dasselbe wenige Tage nach seinem Tode in Gegenwart seiner Tochter und deren Gatten, des Barons Eugen von Tetzlaff, geöffnet sei. In dem Testamente habe der Oberst seine beiden Kinder oder deren Rechtserben als Erben zu gleichen Teilen eingesetzt."

„Toska hat also ein Recht auf die Erbschaft!" rief Sand erfreut.

„Doktor, unterbrechen Sie mich nicht," fuhr Trappe fort. „Natürlich hat sie das Recht, aber die Sache liegt noch ganz anders. Der Richter kümmert sich natürlich nicht um die Ausführung der testamentarischen Bestimmungen, es ist Sache der Beteiligten, ihre Ansprüche geltend zu machen. Uns ist von dem Tode des Obersten und dem Testamente nichts mitgeteilt; wenn das Kind für einige Zeit verschwindet, ohne von der Bestimmung des Testamentes Kenntnis zu erhalten, so kann den Miterben niemand entgegentreten, wenn sie dies benutzen, um sich in den Besitz der Hinterlassenschaft zu setzen und dieselbe beiseite bringen. Leuchtet Ihnen dies ein?"

„Gewiß," versicherten Sand und Geldern.

„Nun, dann können Sie kaum noch in Zweifel sein, wer das Kind entführt hat! Die Tochter des Oberst und ihr Mann beabsichtigen das Gut zu verkaufen und stehen deshalb sogar schon mit einem sehr vermögenden Manne in Verbindung."

„Werden wir ihnen beweisen können, daß sie das Kind entführt haben?“ warf Geldern ein.

„Darum handelt es sich zunächst nicht, es kommt jetzt vor allem darauf an, Toskas Recht zu sichern und den Verkauf des Gutes zu hindern. Doktor, unterschreiben Sie als Toskas Vormund mir diese Vollmacht, welche ich Ihnen hier vorlege, dann gebe ich Ihnen die Zusicherung, daß das Recht unseres Pflegekindes voll und sicher gewahrt werden soll. Ich erteile sofort meinem Amtsgenossen in B. den Auftrag, die Hülfe des Gerichtes in Anspruch zu nehmen und die Hinterlassenschaft des Oberst vorläufig mit Beschlag zu belegen, bis Toskas Ansprüche durch uns sichergestellt sind.“

„Und wenn wir das Kind nicht wiederfinden?“ fiel Sand ein.

„Die Frage thut jetzt nichts zur Sache. Unterschreiben Sie, damit ich zunächst die Erbschaft sichere. Wir dürfen nicht einen Tag Zeit verlieren, denn der Baron von Tetzlaff betreibt den Verkauf sehr eifrig, und wenn er den Kaufpreis erhalten hat und mit dem Gelde auf und davon geht, dann haben wir vielleicht für immer das Nachsehen.“

Sand unterschrieb die ihm vorgelegte Vollmacht, welche Trappe sehr sorgfältig in seiner Tasche barg.

„Würde es nicht gut sein, wenn Sie selbst nach

B. reisten, um Toskas Recht zur Geltung zu bringen?" fügte er hinzu.

„Dasselbe ist so leicht durchzuführen, daß ich mich auf meinen Amtsgenossen in B. sicher verlassen kann," gab Trappe zur Antwort.

„Und wenn derselbe sich dennoch ein Versehen zu schulden kommen ließe?"

„Er würde dafür haftbar sein."

„Was würde dies nützen, wenn er selbst nichts besitzt?"

Trappe schritt in ziemlicher Erregung im Zimmer auf und ab.

„Ich stecke zu tief in der Arbeit, um mich selbst für wenige Tage frei machen zu können," entgegnete er.

„Lassen Sie sich vertreten; Sie müßten dies ja auch thun, wenn Sie erkrankten," fuhr Sand fort.

„Ich bin gern bereit, die Kosten der Reise und Ihrer Versäumnis zu tragen," erbot sich Geldern. „Vielleicht gewinnen Sie Gelegenheit, über Toska etwas zu erfahren."

Der Rechtsanwalt schwankte noch einen Augenblick.

„Gut, ich will es thun," rief er dann. „Geldern, wird mir allein das Opfer zu groß, dann nehme ich Ihr Anerbieten an. Nun bleibt mir aber auch nicht eine Stunde Zeit mehr übrig, ich muß sofort dem Rechtsanwalt in B. telegraphiren, muß mir heute Abend noch einen Vertreter suchen, um morgen zeitig

abreisen zu können. Doktor, es ist doch gut, daß wir ledig sind! Hätte ich Weib und Kind daheim, so würde ich mich schwer losreißen können. Es leben die Ledigen!“

Mit diesen Worten reichte er Sand und Geldern die Hand und eilte fort.

Dreizehntes Kapitel.

Der Baron Eugen von Tetzlaff saß mit dem Banquier Selger, mit dem er wegen des Verkaufs des Gutes in Unterhandlung stand, auf Northof im Gartenzimmer. Der Banquier war schon seit mehreren Tagen da, um die Gebäude und Ländereien der Besitzung zu besichtigen. Er hatte nicht alles gefunden, wie er es erwartet, die Gegend erschien ihm zu einförmig, das alte Herrenhaus den Bedürfnissen der Neuzeit zu wenig entsprechend.

Er hatte die Absicht, das Gut zu kaufen, noch nicht aufgegeben, aber er wiederholte all die Bedenken, die in ihm aufgestiegen waren.

„Sie müssen mir andere Kaufbedingungen stellen, Herr Baron," fügte er hinzu, indem er sich langsam auf dem Stuhle wiegte.

Mit innerer Unruhe hatte Tetzlaff ihm zugehört.

Er wußte, daß der kluge Geschäftsmann die Bedenken nur vorbrachte, um den Preis noch mehr herab zu drücken. Er hatte sich erhoben und schritt langsam in dem Zimmer auf und ab.

„Herr Banquier, Ihre Bedenken berühren den Wert der Besitzung nicht im geringsten," entgegnete er mit leisem Anflug von Unwillen. „Sie finden die Gegend zu einförmig, andere finden sie schön, Ihnen ist das Haus zu alt, andern gefällt gerade dieser Stil. Das alles sind Geschmackssachen und Sie wissen, daß darüber nicht zu streiten ist. Der Preis, den ich verlange, ist geringer als der wirkliche Wert des Gutes und ich bringe nicht einmal in Anschlag, daß sich die Erträgnisse der Besitzung durch eine rationellere Bewirtschaftung erheblich steigern lassen."

„Es ist weniger der Preis als die Zahlungsbedingungen, die mir als unannehmbar erscheinen," warf der Banquier ein. „Wir würden uns leichter einigen, wenn Sie sich entschließen könnten, mindestens die Hälfte der Kaufsumme als Hypothek auf dem Gute stehen zu lassen. Eine gesichertere Anlage des Geldes können Sie kaum wünschen."

„Sie wissen, daß dies sich mit meinen Plänen nicht vereinen läßt," fuhr der Baron fort. „Meine Frau kann das nordische Klima nicht vertragen, ich werde mich in Italien ankaufen, dazu bedarf ich des Geldes. Sie sind vermögend und es kann Ihnen in

der That nicht darauf ankommen, ob Sie die ganze Kaufsumme sofort bezahlen oder nicht."

„Doch — doch," entgegnete Selger, der nichts von seiner lächelnden Ruhe verlor. „Ich bin Geschäftsmann und der größte Teil meines Vermögens steckt eben in meinem Geschäfte."

„Als Banquier kann es Ihnen nicht schwer werden, die Summe in kürzester Frist flüssig zu machen," warf Tetzlaff ein.

„Das räume ich ein, aber selbst ich kann dies nicht ohne erhebliche Opfer thun."

Der Baron zuckte leicht, ungläubig mit der Schulter.

„Sollten diese Opfer wirklich so erheblich sein?" fragte er.

„Gewiß, sie würden sich auf Tausende belaufen!"

Tetzlaff schwieg einen Augenblick, er preßte die Lippen aufeinander.

„Ich bin kein Geschäftsmann und deshalb nicht gewohnt, zu handeln," sprach er dann. „Ich begehe vielleicht eine Thorheit, dennoch würde ich bereit sein, diese Opfer zu tragen."

„Das heißt, sie würden von der Kaufsumme sogleich in Abzug gebracht," bemerkte der Banquier.

„Meinetwegen!" rief der Baron unwillig, um die Unterhandlung endlich zum Abschluß zu bringen.

Der Diener trat in diesem Augenblick ein und

meldete, daß zwei Herren den Baron zu sprechen wünschten.

„Wer?“ fragte Tetzlaff.

„Der Rechtsanwalt Doktor Berger und der Rechtsanwalt Trappe.“

„Was wünschen die Herren?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich bedaure, sie jetzt nicht empfangen zu können, da ich beschäftigt bin!“ rief der Baron kurz.

Der Diener entfernte sich, kehrte aber nach kaum einer Minute zurück.

„Nun?“ rief Tetzlaff ihm unwillig zu.

„Die Herren lassen den Herrn Baron dringend um eine Unterredung ersuchen, da sie eine sehr wichtige Sache zu besprechen hätten,“ berichtete der Diener

„Jetzt nicht!“ rief Eugen von Tetzlaff.

„Bitte, Herr Baron, weisen Sie die Herren nicht zurück,“ fiel der Banquier ein. „Ich habe Zeit und unsere Angelegenheit ist ja so gut wie abgemacht.“

Der Baron schien zu überlegen. Er kannte den Doktor Berger, der Rechtsanwalt in B. war, dem Namen nach. Was konnte denselben zu ihm führen? Eine bange Ahnung stieg in ihm auf, er versuchte jedoch, dieselbe zu verscheuchen.

„Entschuldigen Sie mich für wenige Minuten,“ sprach er zu Selger. „Die Herren kommen zu einer

sehr ungelegenen Zeit, ich werde sie deshalb nicht lange aufhalten.“

Er verließ ziemlich erregt das Zimmer.

In dem Vorgemach erwarteten ihn Trappe und der Doktor Berger.

„Was wünschen Sie?“ fragte er kurz, den Kopf nur leicht und flüchtig zur Begrüßung neigend.

„Eine Unterredung in einer auch für Sie sehr wichtigen Angelegenheit,“ gab Trappe zur Antwort.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung,“ bemerkte der Baron.

„Es wird Ihnen vielleicht selbst angenehmer sein, wenn wir ungestört sind,“ bemerkte Trappe.

Der Baron zuckte mit den Lippen, die Worte ärgerten ihn, dennoch erwiderte er kurz: „Dann bitte ich, mir auf mein Zimmer zu folgen.“

Schnell schritt er voran.

„Darf ich nun bitten, mir mitzuteilen, was Sie zu mir führt,“ sprach er, als er in seinem Zimmer angelangt war und die beiden Rechtsanwälte durch eine flüchtige Handbewegung aufgefordert hatte, Platz zu nehmen.

„Herr Baron, ich bin durch den Vormund Ihrer Nichte Toska von Norden beauftragt und mit Vollmacht versehen, die Erbansprüche des Kindes zu wahren,“ sprach Trappe. „Ich wollte mich nun nicht darauf beschränken, die Hülfe des Gerichts in Anspruch

zu nehmen, ohne mit Ihnen selbst in dieser Angelegenheit in Verbindung getreten zu sein, um, wenn es möglich ist, eine friedliche Auseinandersetzung herbeizuführen."

Das Blut war bei diesen Worten aus den Wangen des Barons gewichen. Er hatte sich mit dem Rücken an einen Schreibtisch gelehnt, seine Finger spielten mit einer Feder, die sie erfaßt, er schien zu lächeln und doch zuckte jeder Nerv seines Gesichtes.

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete er. „Sie sprechen von meiner Nichte, ich besitze keine."

„Ich spreche von der Tochter Ihres Schwagers, des verstorbenen Horst von Norden," bemerkte Trappe mit der größten Ruhe.

„Ich kenne sie nicht — ich weiß nichts davon — es ist mir nur bekannt, daß ein Bruder meiner Frau seit Jahren verschollen ist."

„Und dieser Bruder hat eine eheliche Tochter hinterlassen, welche seine rechtmäßige Erbin ist," fuhr Trappe fort. „Der Name derselben ist übrigens in dem Testamente des Herrn Oberst ausdrücklich genannt."

Die Lippen des Barons zuckten.

„Woher kennen Sie das Testament?" fragte er.

„Ich besitze eine amtlich beglaubigte Abschrift desselben."

„Meine Frau hat die Bestimmungen des Testaments

nicht anerkannt, sie wird dieselben anfechten, da die Versicherungen, welche ihr Vater ihr widerholt gegeben hat, ganz anders lauten.“

„Herr Baron, die mündlichen Versprechungen haben gegenüber dem klaren Wortlaute des Testaments nicht den geringsten Wert,“ entgegnete Trappe. „Sie sagen, Ihre Frau Gemahlin habe das Testament nicht anerkannt, und doch beabsichtigen Sie, das Gut zu verkaufen.“

„Wer sagt Ihnen das?

„Es ist mir von sehr zuverlässiger Seite mitgeteilt.“

„Und wenn ich die Absicht hätte, wer könnte mich hindern, dieselbe auszuführen?“ rief Tetzlaff, den Kopf stolz emporrichtend.

„Ich, Herr Baron, im Interesse der Miterbin,“ gab Trappe zur Antwort. „Ich habe diese Absicht indessen nicht zu fürchten, da auf meinen Antrag das Gericht noch heute auf die Hinterlassenschaft des verstorbenen Oberst Heino von Norden Beschlag legen wird, bis die Rechte und Ansprüche meiner Klientin vollständig sicher gestellt sind.“

„Sie hätten gewagt!“ — rief Tetzlaff auffahrend. Er beendete seine Worte nicht.

„Gewagt habe ich nichts, Herr Baron,“ bemerkte Trappe mit der größten Ruhe. „Ich habe nur gethan,

was mein Pflicht mir vorschreibt und das Gesetz gestattet."

Eugen von Tetzlaff rang sichtbar nach Fassung.

„Ich bin neugierig, welche weitern Schritte Sie noch zu unternehmen gedenken," entgegnete er nicht ohne Hohn.

„Die weitern Schritte sind wohl ziemlich klar vorgeschrieben," entgegnete Trappe. „Wenn wir uns nicht gütlich einigen, so werde ich den Antrag stellen, daß die Besitzung gerichtlich verkauft wird, und die Hälfte der Kaufsumme wird meiner Klientin zufallen. Ich wiederhole, daß dies nur geschehen wird, wenn eine Einigung scheitern sollte."

„Ich kann es ruhig auf die gerichtliche Entscheidung ankommen lassen, ich bin jedoch neugierig, die Vorschläge, welche Sie mir zu einer friedlichen Einigung machen würden, zu hören!" rief der Baron.

„Herr Baron, Toska von Norden ist vor wenigen Tagen verschwunden, sie ist entführt und ich besitze das Signalement des Mannes, der die Entführung ausgeführt hat. Daß ich die Person dieses Mannes entdecken und das Kind auffinden werde, glaube ich ziemlich bestimmt versichern zu können, dennoch würde ich, wenn Sie mir sofort den Ort nennen könnten, an dem das Kind sich befindet, zu besonders günstigen Bedingungen bereit sein."

„Ich verstehe Sie nicht," unterbrach ihn Tetzlaff.

„Ich weiß von dem Kinde nichts, wie kann ich Ihnen sagen, wo sich dasselbe befindet!“

„Sie können es vielleicht erforschen,“ fuhr Trappe fort. „Hier in Gegenwart des Herrn Doktor Berger wiederhole ich die Versicherung, daß ich Ihnen sehr günstige Vorschläge zu einem friedlichen Ausgleiche machen würde.“

„Sie verlangen Unmögliches von mir!“ rief Eugen von Tetzlaff. „Ich habe von dem Dasein des Kindes kaum eine Ahnung und soll wissen, wo sich dasselbe befindet.“

„Ich habe nur gesagt, daß es Ihnen vielleicht möglich sein würde, darüber Bestimmtes zu erforschen,“ warf Trappe ein. „Meine Zeit ist sehr beschränkt, ich kann nur bis morgen Abend in B. bleiben, bis dahin bin ich bereit, meine Zusicherung aufrecht zu erhalten. Länger nicht. Dann würde die Ausführung der testamentarischen Bestimmungen dem Gerichte überwiesen werden. Sollten Sie mir bis dahin, bis morgen Abend, irgend eine Mitteilung zu machen haben, so bitte ich, dieselbe an Herrn Doktor Berger zu richten.“

Er erhob sich und verließ mit seinem Begleiter das Zimmer und Haus; vor dem Gutshofe erwartete sie der Wagen, der sie hierher gebracht hatte.

„Haben Sie das Gesicht des Barons genau beo-

bachtet?" fragte Trappe seinen Amtsgenossen. „Der Mann versteht es meisterhaft, sich zu beherrschen, aber er hat seine Nerven nicht in der Gewalt und sie verraten ziemlich deutlich, was in ihm vorgeht."

„Ich habe ihn sehr genau beobachtet," gab der Doktor Berger zur Antwort.

„Wer hat das Kind entführen lassen?"

„Er."

„Sehen Sie, bester Herr Kollege, Sie hegten anfangs Zweifel," fuhr Trappe fort, „Sie sahen den Vorteil, den der Baron dadurch erreichen könnte, nicht, ein und Ihre Folgerung war durchaus richtig und logisch. Wäre Toska nicht entführt, so hätte ich nicht nachgeforscht, ob der Oberst noch am Leben sei, ich hätte von dem Testament keine Kenntnis erhalten und der Herr Baron hätte ungehindert die Besitzung verkaufen und mit dem Gelde sich davonmachen können. Das ist alles ganz richtig, die That lief also den Interessen des Barons entgegen, aber es denken nicht alle so scharf und richtig wie Sie. Das sagte ich mir. Die meisten Menschen, welche irgend ein Unrecht planen, sind nicht völlig ruhig, sie lassen sich durch eine Idee oder durch Wünsche beherrschen und übersehen oft das Zunächstliegende. Der Baron hat sicherlich so gedacht: ist das Kind verschwunden, so wird sich niemand weiter um dasselbe bekümmern; Eltern hat

es nicht mehr, Vermögen besitzt es nicht, es wird also denen, die sich seiner angenommen haben, wahrscheinlich nur zur Last sein. Traf diese Berechnung zu, dann würde allerdings ihn niemand gehindert haben, sich die ganze Hinterlassenschaft des Oberst anzueignen."

„Werden Sie aber genügende Beweise finden, um den Baron zu überführen?" warf der Doktor Berger ein.

„Das weiß ich noch nicht," gab Trappe zur Antwort. „Vielleicht läßt er, da sein Plan mißlungen, das Kind wieder laufen, denn ich kann nicht glauben, daß es seine Absicht gewesen ist, es ganz beiseite zu schaffen."

„Das glaube auch ich nicht," bemerkte Berger. „Ich bin gespannt, ob er Ihnen bis morgen Abend irgend eine Mitteilung zugehen lassen wird."

Sie stiegen in den Wagen, der sie zur Stadt zurückbrachte. —

Als die beiden Rechtsanwälte den Baron von Tetzlaff verlassen, preßte er die Hand auf die Stirn und blieb so regungslos einige Minuten lang stehen. All seine Pläne waren mit einem Male über den Haufen geworfen und vernichtet, wo er dem Gelingen derselben so nahe gewesen war. Drohend erhob er die Hand und blickte den beiden Männern nach, die

ihn so eben verlassen hatten, aber seine Drohung war ohnmächtig wie die eines Kindes.

Er schritt in dem Zimmer auf und ab, um sich zu sammeln. Gab es kein Mittel, um die Erbschaft zu retten? Hundert Ideen durchschwirrten seinen Kopf, aber er war nicht imstande, eine einzige festzuhalten und klar zu gestalten.

Er verließ das Zimmer und begab sich zu seiner Frau. Langsam teilte er ihr alles mit.

Ulrike sprang erregt empor.

„Kannst du die Verhandlung mit dem Banquier nicht sofort zum Abschluß bringen?“ fragte sie.

„Nein, es wird noch heute das Gut mit Beschlag belegt werden,“ gab Tetzlaff zur Antwort.

„Unerhört!“ rief Ulrike. „Du hast keine Hoffnung, das Gut zu retten?“

„Keine.“

„Was sollen wir beginnen?“

„Hungern,“ gab der Baron achselzuckend zur Antwort. „Dein Vater hat es ja so gewollt.“

Ulrike schritt im Zimmer auf und ab.

„Eugen, du sagtest, der Rechtsanwalt wolle dir günstigere Bedingungen gewähren, wenn du ihm bis morgen Abend den Aufenthalt des Kindes nennst,“ sprach sie dann, vor ihrem Manne stehen bleibend.

„Nimmermehr! Soll ich mich selbst anklagen?“

„Du müßtest sein Schweigen als Bedingung hinstellen.“

„Nein, ich will nicht von dem Belieben des Mannes abhängen.“

„Was nützt es uns jetzt, daß das Kind entführt ist?“

„Nichts!“ entgegnete der Baron, vor sich hinstarrend.

„Ich habe dir abgeraten.“

Unwillig hob Tetzlaff den Kopf empor.

„Ja, du hast abgeraten, weil du Furcht hegtest!“ rief er. „Wäre mein Plan gelungen, so würdest du mir beigestimmt haben. Verschone mich deshalb jetzt mit Vorwürfen! Ich will sie nicht hören, denn durch sie wird nichts geändert!“

„Auch durch deine Heftigkeit nicht,“ gab Ulrike zur Antwort. „Du willst nie auf den Rat und die Ansichten anderer hören.“

Um den Mund des Barons zuckte ein spöttisches Lächeln. Er ließ sich auf einem Stuhle nieder und schlug die Beine übereinander.

„Es wird mir sehr angenehm sein, von dir zu hören, wie wir das Testament deines Vaters ändern können,“ bemerkte er.

„Darum handelt es sich nicht,“ warf Ulrike ein.

„Gewiß. Da es uns nicht gelungen ist, die Bestimmungen desselben zu umgehen, so bleibt wohl nichts anderes übrig, als das Testament selbst zu ändern.“

„Du weißt, daß dies nicht möglich ist.“

„Nun, worüber willst du mir denn deinen Rat und deine Ansicht mitteilen? Du kannst mir höchstens sagen, daß uns nichts übrig bleibt, als uns zu fügen — diese Notwendigkeit habe ich selbst erkannt, so peinlich sie auch ist. Uns bleibt nur eine ziemlich unsichere Hoffnung.“

„Welche?“

„Das Kind ist schwach — es kann sterben, dann würde uns als nächsten Verwandten der Erbanteil desselben zufallen.“

Ulrike ließ einen prüfenden Blick über ihren Gatten hingleiten.

„Eugen, ich erwarte, daß nichts geschehen wird, das imstande ist, das Leben des Kindes zu gefährden!“ rief sie.

Der Baron stieß ein kurzes, höhnendes Lachen hervor.

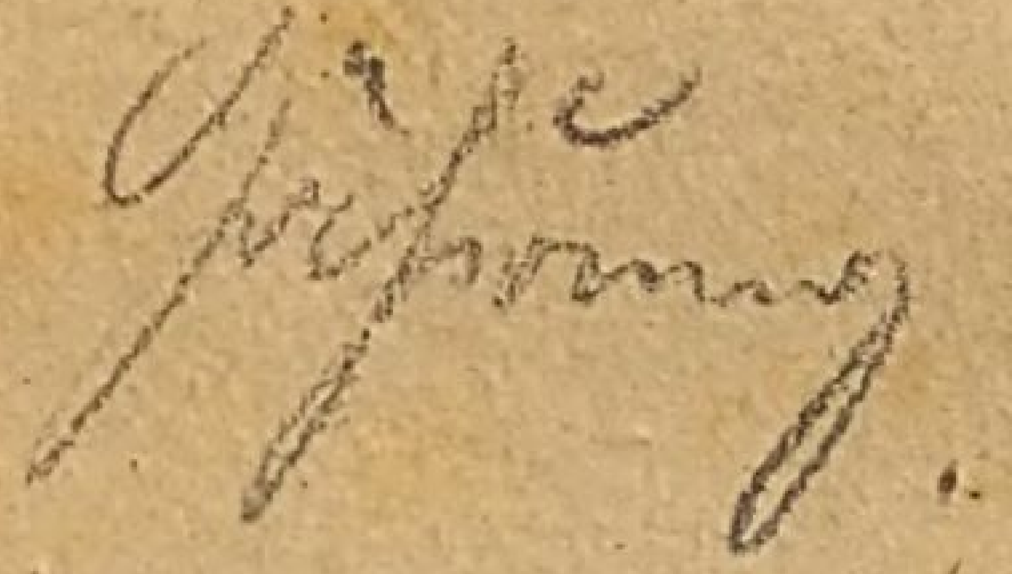
„Hältst du mich vielleicht für einen Mörder?“ warf er ein, indem er sich langsam erhob. „Ich habe dir selbst gesagt, daß die Hoffnung eine ziemlich un=

sichere ist. Du selbst weißt, daß diejenigen, denen das Kind jetzt anvertraut ist, es an Pflege nicht fehlen lassen werden, du kannst dich deshalb beruhigen."

Er verließ das Zimmer.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.



Das Pflegekind der Junggesellen

Bd.: 1. Band

1886